

Mitteilungsblatt der Freunde
des Dom-Gymnasiums Freising e.V.

FREUNDE DES
DOM Spiegel
GYMNASIUMS FREISING

mit z.
Reise, die: -n (Pl.) = Aufbruch,
(Heer)fahrt, ahd. reisa = (Heer)fahrt, zu mhd.
risen, abd. risan = sich erheben, steigen, fallen;
2: 1.0 von engl. trin. (Trio); 1. Fahrt zu einem
entfernten U
beschwerliche, u
durch die USA, in
Polen, um die Welt,
eine R. im/mitt dem
Fuß, zur See; eine R.
[fein] angenehme, gu
schen; der Brief hat en
war lange unterwegs); a
gab es viel zu sehen; R. w
kann er was erzählen (nac
R. in die Vergangenheit (da
zu Vergangenes); [nicht] wis
(ugs.; [nicht] erkennen, l
sch etw. weiterentwickelt
en (verhüll.; sterben); au
f-n sein (unterwegs u
die R. schicken



*tulit et nos multi videndi ardor per terras
ac maria*
Francesco Petrarca

Reisen ist in unserer Zeit etwas so Alltägliches geworden, das eigentlich das Nichtreisen sich eher als Thema anbietet und man bei Kant, dem anderen diesjährigen Jubilar großen Geistes, von dem man weiß, dass er nie über die nähere Umgebung Königbergs hinauskam, nach Thema und Zitat hätte suchen sollen. Er verdankte seine Weltkenntnis nicht dem Reisen, sondern der Lektüre, dem Gespräch und der Einbildungskraft. Ein tröstlicher Gedanke angesichts unaufhörlicher steigender Benzinpreise, die unsere Reisebudgets schmelzen und den Radius unserer Reisen kleiner werden lassen.

Die Idee, den Dom-Spiegel 2004 dennoch zu einem Heft übers Reisen zu machen, kam, als mir unerwartet zwei Beiträge angeboten wurden, die das Reisen zum Inhalt hatten. Wie auch sonst bat ich nach dem Zufallsprinzip der sich ergebenden Gelegenheiten Mitglieder des Vereins der Freunde des Dom-Gymnasiums um die Freundlichkeit, ihre Reiseerlebnisse und -erkenntnisse mit uns anderen zu teilen, wobei ich mir ziemlich sicher bin, dass wir unter uns noch viele Reisende haben, die uns Abenteuerlicheres, Erstaunlicheres, Unerhörteres berichten könnten, von denen ich nur nichts wusste oder die ich nicht kontaktieren konnte. Ihren Berichten bleiben die Seiten des Dom-Spiegels aber auch weiterhin offen, sollten sie nur schreiben wollen. Petrarca¹⁾ lässt die CXXIX. Canzone

seines Canzoniere²⁾ mit einer Zeile beginnen, die andeutet, was Reisen eigentlich bringen soll, nämlich nicht nur eine erweiterte Sicht der Welt, sondern gedankliche Durchdringung und Selbsterkenntnis, wenn es da heißt „Di pensier in pensier, di monte in monte“.³⁾ Bei der Durchsicht der erbetenen Manuskripte, heute sind es eigentlich e-Mails, fand ich, dass genau dies in den Beiträgen für unsere Nummer der Fall ist und der eigentliche Lohn für die Autoren neben der Aufmerksamkeit und hoffentlich auch dem Vergnügen und dem Beifall unserer Leser.

Auf eine neue Reise begibt sich das Gymnasium, das sich als G 9 auf sicheren Wegen wähnte und nun als G 8 auf ungewohnte und vielleicht unebene Pfade geschickt wird. Wir halten das Dom-Gymnasium aber für robust genug, auch holprige Wegstrecken heil zu überstehen und seiner humanistischen Tradition eingedenk zu bleiben, selbst wenn sich die Hoffnungen, mit der Politik und Öffentlichkeit die Richtungsänderung betreiben, sich dann doch wieder als irrig erweisen. Aber eine Reise in etwas Anderes als das Gewohnte bietet auch neue Chancen, die auszuloten es sich lohnt und vor Erstarrung bewahrt. Entscheidend ist schließlich, wie die an der Schule Beteiligten mit ihrer Dynamik, Flexibilität und Einbildungskraft den gesetzten Rahmen der Institution ausfüllen.

Mir bleibt zum Schluss allen zu danken,



die am Entstehen dieses Heftes beteiligt waren, vor allem den Autorinnen und Autoren der Beiträge, Frau Sigrid Groneberg für die Gestaltung des Umschlags, Herrn Markus Franke und der P.S.Wöhr Creativ Agentur für Layout und Gestaltung und Herrn Andreas Hofmann für die Pflege des Kontakts mit unseren Sponsoren. Letzteren gebührt Dank für ihre zuverlässige Unterstützung.

Unseren Lesern gilt die Bitte der Redaktion, wenn nötig uns ihre Kritik oder divergierende Meinung wissen zu lassen, wobei wir auch wohlwollender Zustimmung unser Gehör nicht versperrern werden.

¹⁾ Das einleitende Zitat fand ich in Karlheinz Stierle, *Francesco Petrarca. Ein Intellektueller im Europa des 14. Jahrhunderts*, einem sehr lesenswerten Werk, das mit dem zeitlichen Aufwand einer kleinen Weltreise in das Denken dieses Wegbereiters einer neuzeitlichen Welt-sicht einführt, der heuer vor genau 700 Jahren zu Arezzo seine Lebensreise begann.

²⁾ In einer zweisprachigen Auswahl jetzt als dtv-Taschenbuch: Francesco Petrarca, *Ich bin im Sommer Eis, im Winter Feuer* erhältlich und mit dem Aufwand eines vergnüglichen Tagesausflugs zu lesen.

³⁾ In der Übersetzung des Herausgebers Karlheinz Stierle: „Von Berg zu Berg, von Gedanke zu Gedanke“.

Inhaltsverzeichnis

Seite 2	Editorial	Manfred Musiol
Seite 3	Reisen - Aufbruch in eine neue Welt	Susanne Bunzler-Harris
Seite 5	Reisen als Spiegel	Patrick Ressler
Seite 7	Auf den Spuren der Wikinger	Monika Lennartsson
Seite 10	„Das DOM“ im abgelaufenen Jahr - Bericht des Schulleiters	Alfons Strähhuber
Seite 11	Frühe Bildungsreisen	Klaus Klostermaier
Seite 15	Indienfahrt	Klaus Klostermaier
Seite 19	Eindrücke von der honduranischen Karibikküste	Julia Schönhärl
Seite 22	„Auf den Flügeln des Damfrosses“	Günter Hess
Seite 28	Der Sonne entgegen...	Wolfgang Illinger
Seite 32	Im Journalistenbus zum Pulitzer-Preis	Veronika Eckl
Seite 34	Sirenen - Sphingen - Säulensteher	Lothar Schönhärl
Seite 38	Interview mit: Staatsminister a. D. Dr. h.c. Hans Zehetmair	H. Niedermaier, M. Musiol
Seite 43	Ein Tag auf dem Traumschiff	Reinfried Keilich
Seite 45	Nachruf	Herbert Rott
Seite 46	Bücherecke	Peter Waltner
Seite 48	Klassentreffen	
Seite 65	Wir gratulieren: Ulrike Stickelbrocks	Reinfried Keilich
Seite 67	Schwarzes Brett	

Reisen – Aufbruch in eine neue Welt

Susanne Bunzel-Harris, Abiturjahrgang 1982, lebt in Washington DC und ist als Übersetzerin, Dolmetscherin und Buchautorin tätig.

Wieder einmal sitze ich im Flieger von Washington nach München. Die Flugzeugmotoren brummen zuverlässig, die Flugbegleiter servieren Getränke, auf dem Mini-Bildschirm vor mir flimmert eine Hollywood-Komödie. Mehrere Male im Jahr überquere ich auf diese Weise den Atlantik. Und jedes Mal drängt sich mir dabei die Frage auf: Ist das Reisen? Ist es eine Reise, wenn ich, eingezwängt in viel zu schmale Sitzreihen, schlaflos und durstig, mich auf schnellstem Wege von meiner Wahlheimat USA in meine Geburtsstadt München begeben? Theoretisch ja. Ich bewege mich unter Benutzung der heute verfügbaren Verkehrsmittel von einem Ort zum anderen.

Echte Reisen verändern

Aber sind Reisen denn nicht noch viel mehr? Für mich zeugen Reisen von Aufbruch und Wiederkehr, von geistiger Offenheit und Erneuerung. Echte Reisen verändern. Wenn wir an den Ausgangspunkt unserer Reise zurückkehren, sind wir andere geworden. Wir haben andere Dinge gesehen, sind anderen Menschen begegnet, haben andere Sprachen gesprochen – und etwas von diesen Erlebnissen bleibt an uns haften. Reisen geben uns die Möglichkeit, in eine andere Wirklichkeit einzutauchen, die Realität des eigenen Alltags zu relativieren und dabei den eigenen Standpunkt zu überdenken.

In diesem Zusammenhang hatte ich einmal ein kleines, aber einschneidendes Erlebnis. Als Studentin lebte ich Ende der achtziger Jahre für etwa ein Jahr in China. Die ersten Tage nach meiner Ankunft im Reich der Mitte verbrachte ich in einem Hotel in Peking. In der Empfangshalle war eine große Weltkarte angebracht, die ganz anders aussah, als ich es gewohnt war. Da waren auf einmal nicht Europa und der Atlantik in der Mitte zu sehen, sondern der Pazifik bildete den Mittelpunkt dieser Karte, rechts davon sah man Nord- und Südamerika, links davon breitete sich Asien aus, und ganz links, an den äußersten Rand der Weltkarte gedrängt, lag das kleine Europa, das bis dahin den Kern meiner Landkarten und meiner Welt gebildet hatte. Auf einmal hatte ich ein völlig neues Weltbild vor Augen. Es war nicht mehr

oder weniger richtig als die Version, die ich kannte – nur eben völlig anders.

Dabei wurde mir klar, dass Reisen die Auseinandersetzung mit den eigenen Gewohnheiten und letztlich auch mit dem eigenen Selbst bedeuten. Und wenn wir offen sind für das Neue und Andere, dann erweitern Reisen unseren Horizont und stellen eine gewaltige Bereicherung für uns dar. Wir begegnen anderen Menschen, ihren Ansichten und Denkweisen, können uns austauschen und voneinander lernen. Auf diese Weise lernte nicht nur ich von den Chinesen, wie sie die Welt sahen, sondern sorgte auch selbst für einige Überraschungen bei meinen Gastgebern. Als ich mich nach ein paar Tagen an meinem Bestimmungsort Tianjin eingerichtet hatte, kaufte ich mir ein Fahrrad – Marke „Fliegende Taube“. Wie damals in China allgemein üblich, erledigte ich meine sämtlichen Besorgungen auf meinem schnittigen Drahtesel. Doch wo ich auch aufkreuzte, sorgte ich für helle Verwunderung: nicht nur, weil ich mit blonden Haaren und grünen Augen völlig anders aussah als die übrigen neun Millionen Einwohner Tianjins, sondern auch und vor allem, weil man im Reich der Mitte davon ausging, dass Langnasen nicht Fahrrad fahren können. Überhaupt waren meine Gastgeber immer sehr überrascht, wenn ich etwas „typisch Chinesisches“ konnte, zum Beispiel mit Stäbchen essen – darin hatte ich es am Ende meines Aufenthalts auch zur wahren Meisterschaft gebracht: Bei einem Festbankett war mir das Schicksal gnädig, und es gelang mir, hart gekochte Wachteileier zu essen, ohne dass sie in

hohem Bogen davonflutschten. Umgekehrt stellte ich erleichtert fest, dass nur wenige Chinesen mit Messer und Gabel essen können. Bei solchen Gelegenheiten entwickelten sich oft interessante Gespräche über die Gepflogenheiten in den jeweiligen Ländern, und wir alle hatten Spaß an diesem improvisierten öst-westlichen Diskurs.

Diese kleinen, alltäglichen Erlebnisse unterstreichen einmal mehr, dass Offenheit und Aufgeschlossenheit wesentliche Elemente für erfolgreiches Reisen sind. Nicht zuletzt deshalb stehen Reisen auch für den Wunsch nach Aufbruch und Neuanfang. Es ist ein typisches Zeichen unserer wohlbehüteten modernen Welt, dass wir Reisen auch mit Rückkehr und Wiederkehr in Verbindung bringen. Aber es ist noch gar nicht so lange her, dass Reisen in der Regel Abenteuer mit offenem Ausgang waren. Der Zustand von Straßen, Verkehrsmitteln, Kommunikationswegen und medizinischer Versorgung machte Reisen zu einem Wagnis, dessen Verlauf nicht eindeutig vorhersehbar war.

Abenteuer mit offenem Ausgang

Eine Reise mit offenem Ausgang im klassischen Sinne war denn auch die Emigration, und sie ist es auch heute noch. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind als klassisches Einwanderungsland in vieler Hinsicht der Inbegriff für diesen Neuanfang. Aus religiöser Überzeugung, aus Armut, Verzweiflung und Abenteuerlust ließen und lassen Einwanderer aus allen Ländern der Erde ihre Heimat hinter



Welcome Home, Maria Clara!

sich, um in der Neuen Welt ein neues Leben zu beginnen. Auch ich gehöre dazu, denn ich habe einen Amerikaner geheiratet und bin meinem Mann in seine Heimat gefolgt. Während noch bis vor etwa hundert Jahren die Emigration in der Regel einen Abschied für immer bedeutete, machen es mir die Verkehrs- und Kommunikationswege heute leicht, mit meiner Familie und meinen Freunden daheim in Verbindung zu bleiben – und Artikel wie diesen für meine alte Schule zu verfassen. Trotzdem war mir damals die Entscheidung nicht leicht gefallen. Als ich vor zehn Jahren am Bostoner Flughafen ankam (damals lebten wir in Massachusetts) und nicht mehr nur als Urlauberin, sondern ganz offiziell als Immigrantin ins Land reiste, bekam ich weiche Knie. Ich merkte, wie sehr dieser Schritt über die Grenze auch eine historische Dimension besaß. Abermillionen Menschen vor mir hatten sich auf einen ähnlichen Weg gemacht, um hier in Amerika ein neues Leben zu beginnen. Wie die ganzen Einwanderer vor mir hatte ich nur ein One-Way-Ticket in der Tasche, einen Weg zurück gab es nicht. Ich wusste, dass sich mein Leben drastisch verändern würde. Das hat es auch, und zwar in einer Art und Weise, die ich nicht voraussehen konnte, und die sich mir, wäre ich in München geblieben, wohl nie eröffnet hätte.

Und so ist meine Familie heute im wahrsten Sinne ein Abbild der multikulturellen Gesellschaft Amerikas: Wir leben inzwischen in einem Vorort von Washington; mein Mann stammt aus Kalifornien, unsere knapp 4-jährige Tochter Maria Clara ist ein Adoptivkind aus Guatemala, unsere 2-jährige Tochter Emily hat bolivianisches Blut in ihren Adern, und ich repräsentiere als Absolventin des Dom-Gymnasiums „good old Europe“.

Persönlicher Mut

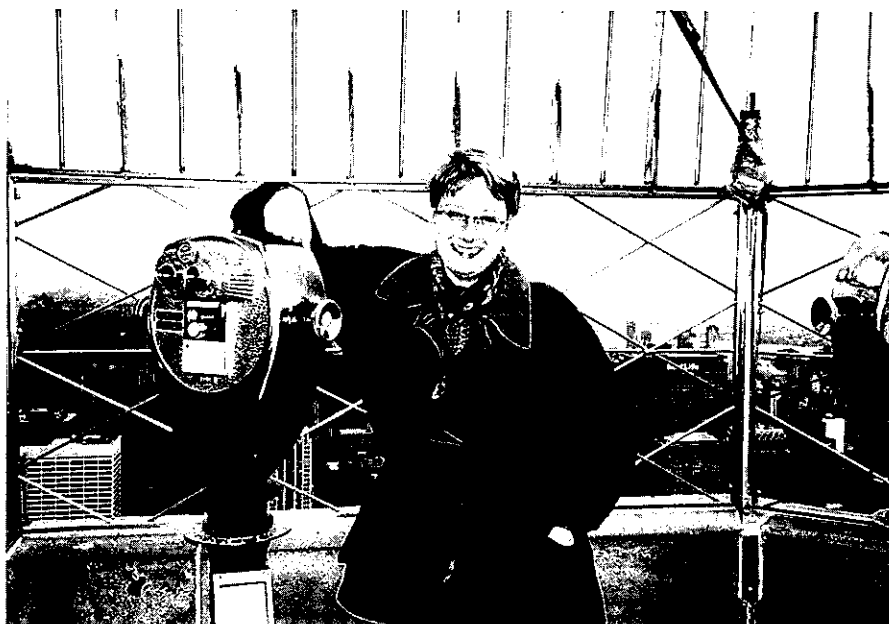
Die Adoptionen unserer lateinamerikanischen Töchter waren denn auch in vieler Hinsicht eine Reise im klassischen Sinne: mit bekanntem Anfang aber völlig unbekanntem Ausgang. Ein ganz entscheidendes Element einer Reise ist denn auch der persönliche Mut. Wer sich nur in Watte eingepackt umherschaukeln lässt, macht keine wirklichen Reiseerfahrungen. Unser Wunsch nach einem Kind brachte uns somit dazu, das Wagnis Adoption einzugehen und uns dieser Herausforderung zu stellen. Wir waren bereit, uns auf das Unbekannte einzulassen und machten uns auf den Weg. Während dieser Reise kamen wir uns oftmals vor wie Seeleute in einem Sturm auf hoher See. Unser Einfluss war begrenzt, wir mussten mit der Strömung schwimmen

und auf einen guten Ausgang hoffen. Unser Weg führte durch viele Behörden, über bürokratische Hürden und Umwege. Das FBI machte Fingerabdrücke von uns, Konsulate drückten Siegel auf Geburts- und Heiratsurkunden. Und einmal stattete uns sogar die Feuerwehr unserer Kleinstadt einen Besuch ab. Der Feuerwehrhauptmann tauchte mit seiner Crew und einem Riesenlöschzug vor unserem Haus auf, um amtlich festzustellen, dass unser Haus nicht feuergefährdet und somit für ein Adoptivkind geeignet war.

Wir hielten trotz aller Skurrilitäten durch. Denn jeder Stempel, jedes Gutachten und jeder Fingerabdruck brachten uns dem Ziel unserer Reise ein Stückchen näher. Eines Tages war es dann soweit. Wir waren an das Ende unserer Reise gelangt und offiziell Eltern eines kleinen Mädchens geworden. Aber war das wirklich das Ende unserer Reise – oder vielleicht eher ein völlig neuer Anfang?

Maria Clara kam im Alter von acht Monaten zu uns und ist jetzt knapp vier Jahre alt. Sie ist ein fröhliches und aufgewecktes Kind, wächst zweisprachig mit Deutsch und Englisch auf, kümmert sich liebevoll um ihre kleine Schwester, wenn diese ihr nicht gerade das Spielzeug wegnimmt, und hält alle in ihrer näheren Umgebung auf Trab. Ich frage mich oft, was wohl aus ihr geworden wäre, wenn wir nicht das Schicksal herausgefordert und uns auf diesen Weg der Adoption begeben hätten. Während das Adoptionsverfahren lief, sind mein Mann und ich einige Male nach Guatemala gereist, um einen Eindruck von der Heimat unserer Tochter zu bekommen. Wir waren hingerissen von der landschaftlichen Schönheit des Landes mit seinen Vulkanen und Bergseen, seiner Blütenpracht,

seiner reichen Geschichte und kulturellen Vielfalt. Gleichzeitig waren wir tief betroffen von der bitteren Armut, die in weiten Teilen Guatemalas herrscht. Wir haben auf unseren Reisen Vulkane bestiegen, Kaffeeplantagen besucht und die Ruinen der Mayatempel im Dschungel besichtigt. Maria Clara ist ihrem Aussehen nach eine Nachfahrin der Maya und wird eines Tages sicher wissen wollen, wie sie von ihrem Bergdorf, wo sie als neuntes Kind einer Dienstmagd auf die Welt kam, nach Washington gelangt ist. Ein besonders bewegendes Erlebnis war denn auch das Treffen mit der leiblichen Mutter Maria Claras, der wir durch puren Zufall begegnet waren. In der Regel werden Adoptionen in Guatemala über Rechtsanwälte abgewickelt und eine persönliche Begegnung mit den leiblichen Eltern findet nicht statt. Vielmehr kommen die Babys in eine Pflegefamilie, wo sie betreut werden, bis die Odyssee durch die Behörden vollendet ist und die Adoptiveltern ihr Kind abholen dürfen. Aber Maria Clara hatte schon immer ihren eigenen Willen, und irgendwie gelang es ihr, alle drei Mütter um sich zu scharen. Eines Tages saßen Maria Claras leibliche Mutter, die Pflegemutter und ich gemeinsam in einem Café in Guatemala Stadt. Wir tranken köstlichen Hochlandkaffee, gluckten um das Baby und wussten, dass eine Adoption dem Kind ganz ungeahnte Chancen eröffnen würde. Ich war unsagbar glücklich, dass ich die Auserwählte sein sollte, die Maria Clara an diesem Tag mit nach Hause nehmen durfte. Und mit Maria Claras Ankunft in Washington schloss sich für mich der Kreis – auch sie hatte nur ein One-Way-Ticket und wurde bei ihrer Ankunft in den USA offiziell als Immigrantin registriert. Leider konnte ich sie damals nicht fragen, ob sie auch weiche Knie hatte.



Auf dem Empire State Building

Reisen als Spiegel



Patrick Ressler, nach dem Abitur 1996 Studium der Fächer Geschichte, Anglistik/Amerikanistik und Erziehungswissenschaft, ist Doktorand und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Vergleichende Erziehungswissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Sommer 2003. Von San Francisco führt mein Weg nach St. Louis, Missouri, in den Mittleren Westen der USA, ihr geographisches und geistiges Herz. Über den Yosemite Nationalpark und das Tal des Todes geht es nach Las Vegas, Phoenix, Albuquerque (sprich 'Älbukörki), Santa Fe, Amarillo, Oklahoma City, Dallas, Tulsa, der Schnalle des Bibelgürtels, und schließlich St. Louis. Autobahnen meide ich, denn an ausgetrampelten Pfaden wartet das Interessante selten. Da die Illusion des Abenteuers nicht allzu realistisch werden soll, kaufe ich in San Francisco noch ein Mobiltelefon, muss jedoch bald feststellen, dass in der Einsamkeit der Wüste selbst ein Handy ohne Anschluss bleibt. Drei Wochen und Tausende von Meilen Weiten des Alleinseins, hie und da unterbrochen durch Aufenthalte in Oasen der Zivilisation. Neben der untergehenden Sonne im Rückspiegel begleitet mich nur das Surren der Reifen auf tiefschwarzem Asphalt, das mit dem Rauschen des Fahrtwindes eine melodische Meditationsmusik erzeugt, vor deren Hintergrund die atemberaubend monotone Größe der Landschaft fast wie im Zeitlupentempo vorbeizieht. Zeit zur Ruhe. Wiederholt denke ich dabei an ein Buch der amerikanischen Historikerin Barbara Tuchman: *A Distant Mirror. The Dramatic 14th Century*. Das europäische Mittelalter als ferner Spiegel, in dem man nicht die Vergangenheit, sondern - wenngleich etwas gebrochen -

die auf sie projizierte Gegenwart sieht. Geht das auch horizontal?

Ein Haus auf Sand gebaut

Eine wichtige Benzinpipeline nach Arizona ist gebrochen, und so sitzt der Großraum Phoenix wochenlang praktisch auf dem Trockenen. Die Spritpreise klettern auf zwei Dollar - pro Gallone. Für deutsche Verhältnisse der Traum vieler Autofahrer, dort eine Katastrophe. Bald gibt es gar kein Benzin mehr. Das öffentliche Leben, das sich vor allem im Auto auf dem Weg zwischen verschiedenen Einkaufszentren abspielt, kommt fast gänzlich zum Erliegen. In vielen Haushalten gehen die Vorräte aus, da üblicherweise jede Konserve einzeln „just in time“ nach Hause chauffiert wird. Viele rufen in ihrer Not den Pizzaservice, wohl von der Überlegung geleitet, dass Strom normalerweise ja auch aus der Steckdose kommt. Öffentliche Verkehrsmittel gibt es nicht. Der Zorn ist groß, und die berühmte amerikanische Lässigkeit schlägt schnell in offene Aggression um. Wilde Szenen mit randalierenden Autofahrern, um ihre Existenz bangenden Geschäftsleuten und verzweifelten Kindern, denen in der Monotonie der Vorstädte die Decke auf den Kopf fällt. Regelrechte Kämpfe um das letzte Tröpfchen Benzin verdeutlichen, dass *each man an island* ist und sehen muss, wo er bleibt, wenn es um die Wurst in Gestalt der letzten Tankfüllung geht. Und das in einem Land, in dem exzessiver Energieverbrauch als elementares Grundrecht gilt. Spritkrise als Sinnkrise. Die Auseinandersetzung über den Kurs im Irak hat die Menschen in Phoenix weitaus weniger bewegt. Der soziale Friede stellt sich mit einem Mal als das Drahtseil heraus, das er eigentlich ist. Glück für die Gouverneurin, dass die Pipeline gerade repariert ist, als wegen des Benzindesasters über ihre Ablösung diskutiert wird. Die Benzinpreise sinken, die Motoren fangen wieder an zu laufen. Im Radio spricht ein Prediger über das berühmte Haus, dessen Fundament auf Sand gebaut ist. Es geht zwar um Sexualmoral, aber es passt ebenso gut auf das, was ich in Phoenix gesehen habe.

Optimismus

Ich fahre weiter gen Osten. Vom Reichtum der brummenden amerikanischen Wirtschaft ist über weite Strecken nicht viel zu spüren. Das wertvollste an den heruntergewirtschafteten Wohncontai-

nern, in denen viele Leute hausen, sind die Autos und Satellitenschüsseln. Die Menschen, mit denen ich ins Gespräch komme - meist „kleine“ Leute - haben zwar fast alle Arbeit, müssen aber gleich mehrere Jobs ausüben, um einigermaßen überleben zu können. In einem Kaff im Norden von Arkansas treffe ich Joyce, die mit ihrem Doppeljob als Supermarktkassiererin und Altenpflegerin auf rund sechzig Stunden in der Woche kommt, und mir erzählt, dass sie seit vier Monaten an keinem einzigen Wochenendtag frei hatte. Da ihr Mann beruflich ähnlich eingespannt ist, sind ihre beiden Söhne auf sich gestellt. Der ältere hat mit seinen sechzehn Jahren schon eine steile Drogenkarriere gemacht, der jüngere ist zum Glück nur verhaltensauffällig. Als er nach einem Unfall ins Krankenhaus kommt, bekommt sie nicht einmal frei. So lange sie ihre Familie ernähren und Wohnung und Auto bezahlen könne, sei sie jedoch zufrieden. Als „real American girl“ ist sie Optimistin und zuversichtlich, dass es irgendwie immer weiter geht. Nur krank werden darf sie nicht, denn wie vierzig Millionen andere Amerikaner hat sie trotz fester Arbeit keine Krankenversicherung. Fast allen Menschen, die ich auf meiner Fahrt treffe, ist dieser beeindruckende Optimismus zu eigen, der so gar nichts mit dem den Deutschen nachgesagten Hang zur Jammerei zu tun hat, meist aber doch im Widerspruch zu dem steht, was Augen und Körpersprache verraten.

Deutschland, du hast es besser?

Existenzängste und die unbefriedigte Suche nach Sinn und Sicherheit in einer Welt, in der jeder neue Tag das wirtschaftliche und damit oft auch das physische Aus bedeuten kann, gibt es nämlich trotzdem. Im Mittelalter waren es Juden und Hexen, die als Sündenböcke für eine Reihe gesellschaftlicher Probleme und unerwünschter Begleiterscheinungen von Fortschritt und Wandel herhalten mussten. Damals durchaus im Sinne der Obrigkeit, kanalisierte dies sozialen Druck, ohne die bestehende Ordnung grundsätzlich in Frage zu stellen. Heute sind es Demokraten und Europäer, Gottlosigkeit im Allgemeinen und der Islam im Besonderen sowie die Homosexualität, die offensiv bekämpft werden müssten, weil sie die amerikanische Gesellschaft unterwanderten und, wie ein Rundfunkkommentator sagt, „dem Teufel dabei helfen, sein Schattenreich zu errichten“. Das Gefühl, einer Gemeinschaft anzugehören, die vor allem auf der Aus-

grenzung vermeintlicher Gegner beruht, suggeriert eine Illusion von Zusammengehörigkeit, die die eigentlichen Trennlinien innerhalb der Gesellschaft verdeckt und die unter der Oberfläche von Konsum und Wirtschaft brüchige soziale Kohäsion durch Scheinwerte ersetzt, die keine wirkliche Antworten geben können. Medien eines derart erschreckend einfachen Weltbildes sind unter anderem die Vielzahl fundamentalistischer Fernseh- und Rundfunksender, die sich auf christliche Programmformate spezialisiert haben. Wer den Videoclip zu Phil Collins' Hit „Jesus, he knows me“ kennt, in dem ein schmieriger Fernsehprediger den nach Erlösung dürstenden Zuschauern mit dem Versprechen ewiger Glückseligkeit das Geld aus dem Portemonnaie lockt, hat ein recht gutes Bild, wie ein Großteil dieser Sendungen funktioniert. Auch Joyce lässt sich davon inspirieren, und so kann nicht wahr sein, dass ihre familiären Probleme sowie der allgemeine Verfall gemeinschaftlicher Werte wohl weniger auf die Bemühungen von Frie-

densaktivisten oder dem Heiratswunsch gleichgeschlechtlicher Paare zurückzuführen sind, sondern eher darauf, dass nicht nur sie vor allem in beruflicher Hinsicht ein Leben führen muss, das ihr als Freiheit verkauft wird, in Wahrheit aber kaum Raum zum Atmen lässt und den Einzelnen im Grunde ganz auf sich stellt. Wie inhaltsleer die Wertediskussion weitgehend ist, zeigt sich auch, als fast gleichzeitig mehrere Tausend Menschen aus den ganzen USA vor dem obersten Gericht von Alabama demonstrieren, weil aus dessen Eingangshalle ein Steinmonument der Zehn Gebote entfernt werden soll: Ein Menetekel des bevorstehenden Untergangs der amerikanischen Zivilisation. Zeitungen, Radio- und Fernsehkommentatoren überschlagen sich über Tage, ranghohe Vertreter der Regierung signalisieren Verständnis und Unterstützung. Spätestens hier fragt man sich, wo denn die amerikanischen Werte angesichts der Politik eines Regierungschefs bleiben, dessen Vorgänger aus ganz anderen Gründen beinahe unehren-

haft aus dem Amt geschieden wäre, wenn gleichzeitig in Kuba Tausende von vermeintlichen Staatsfeinden im Namen eben dieser Werte im rechtsfreien Raum festsitzen, weitgehend ignoriert von den Demonstranten in Alabama, den Medien und erst recht von der Regierung. Aber wo ist denn da für dich ein Zusammenhang, werde ich immer wieder gefragt ... Frei nach Goethe: Deutschland, du hast es besser? Dazu fällt mir aber erst mal nur Spiegel ein.

Weite – Leichtigkeit – Freude

St. Louis, Missouri. Ich bin am Ziel. Ein Spätsommerabend bei guten Freunden. Die untergehende Sonne taucht die weiten Felder in sattes Abendrot, in der Ferne das Läuten einer Kirchenglocke vom Band. Eine Brise vertreibt die Schwüle des Tages. Ein Gefühl der Weite, Leichtigkeit und Freude breitet sich aus. Was man nicht so alles entdeckt, wenn man mal richtig hinschaut.

„Meine Bank? Ist da, wo ich bin. Einfach online mit VR-NetWorld.“

☎ unterwegs, zu Hause oder im Büro. Mit VR-NetWorld haben Sie Ihre Bank immer dabei. Über Internet, Online-Services oder Telefon können Sie uns jederzeit Aufträge erteilen – rund um die Uhr. www.vr-networld.de



**Wir machen
den Weg frei**



Freisinger Bank eG

Volksbank-Raiffeisenbank

www.freisinger-bank.de

Auf den Spuren der Wikinger

Reflexionen über eine deutsch-schwedische Annäherung



Monika Lennartsson,
geb. Rattenhuber

„Darf ich Sie freundlicherweise ein bisschen zerstören?“ Diese Frage stellte ich zurückhaltend, fast devot auf Schwedisch. Schließlich war ich gezwungen, den Finanzchef meines Arbeitgebers in Stockholm während meiner ersten Arbeitswoche bei einem wichtigen Meeting zu unterbrechen. Anstatt missbilligender Mienen ertete ich schallendes Gelächter. Einige Tage später teilte ich dem datentechnischen Support voller Hilfsbereitschaft mit, dass eine ältere Mitarbeiterin „ausgestopft“ worden sei (statt: [im Programm] gestoppt worden sei).

Obwohl ich zur damaligen Zeit schon einige Jahre Schwedisch als Nebenfach an der Universität belegt hatte, schien die Kommunikation im Alltags- und Geschäftsleben doch so ihre Tücken zu haben. Zwischen „Herr Andersson klipper gräsmattan“ (Herr Andersson mäht den Rasen) und dem Jonglieren mit Soll und Haben in der Buchhaltung eines internationalen Automobilkonzerns liegen naturgemäß Welten. Aber, wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Wie ich - noch dazu als Archäologin - in diese Situation geraten bin, soll im Weiteren erzählt werden.

Nach dem Abitur 1991 am Dom-Gymnasium entschloss ich mich, meinem Herzenswunsch folgend Archäologie zu studieren. Neben Vor- und Frühgeschichte und Provinzialrömischer Archäologie be-

legte ich auch das Fach Nordische Philologie und germanische Altertumskunde an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Nicht etwa, weil ich ein begeisterter Fan von Ikea oder von Elchen war. Vielmehr hatte mich der Sprachenunterricht am Gymnasium dazu angeregt, mir noch eine weitere Fremdsprache anzueignen. Mit Schwedisch und Altnordisch befasste ich mich in diesem Rahmen ebenso wie mit literaturgeschichtlichen, landeskundlichen und historischen Fragestellungen zu Skandinavien. Mein Umfeld reagierte mit Kopfschütteln. Zuerst so eine brotlose Kunst wie Archäologie und dann noch eine Sprache, die nur etwa 9 Mio. Menschen sprechen. Hoch anzurechnen ist meinen Eltern, dass sie mich dennoch vorbehaltlos in meiner Wahl unterstützten. Oben genannte Zweifler - und auch ich selbst - wussten damals nicht, dass mir an einem Abend in München eine glückliche Fügung meinen Mann, einen schwedischen Austauschstudenten, über den Weg schicken würde.

Während eines Semesters in Kiel konnte ich schon einmal „Nordluft“ schnuppern. Nach Abschluss des Studiums in München folgte ich meinem Mann gen Schweden. Mit einem sehr hilfsbereiten Doktorvater in Kiel begann ich meine Promotion, die sich ebenfalls mit Kontakten zwischen Schweden und dem Kontinent beschäftigte, allerdings in der Wikingerzeit. Um die nicht geringen Lebenshaltungskosten in Schweden bestreiten und auch einmal in einem gänzlich andersartigen Bereich Erfahrungen sammeln zu können, bewarb ich mich bei deutschen Firmen, die in Schweden an-

sässig waren. Dank eines rührigen Pressesprechers ging mein Schreiben an einen bayerischen Automobilkonzern nicht in dem Wust eines Papierkorbes unter. Er konnte dennoch nicht umhin, mir die Gretchenfrage zu stellen: „Was hat Archäologie eigentlich mit Autos zu tun?“. Vielmehr landete mein Brief auf dem Schreibtisch einer phänomenal offenen und engagierten Buchhaltungschefin, die mir stante pede eine Stelle in Stockholm anbot.

Die erste Zeit war intensiv. Eine noch nicht sonderlich vertraute Sprache, ein völlig fremdes Arbeitsgebiet, ein neues Klima und eine andere Mentalität. Mein Mann war anfangs ca. 150 km entfernt an seinem Studienort ansässig. Seine geschätzten Hilfeleistungen beschränkten sich auf tägliche Telefonate und gemeinsam verbrachte Wochenenden.

Die Perioden der winterlichen Dunkelheit im Norden - im Extremfall wurde es gegen 9.30 Uhr hell und um 15.00 Uhr war es bereits wieder dunkel - ließen mir im ersten Winter meinen Körper beinahe ständig von einer bleiernen Müdigkeit befallen erscheinen. Besser als jeder Sprachkurs machten mich meine Arbeit und meine Arbeitskollegen mit der schwedischen Sprache vertraut. Durch aufmerksames Zuhören wurde mir klar, dass die besondere Schwierigkeit beim fortgeschrittenen Erlernen des Schwedischen in der Sprachmelodie angesiedelt ist. Auch hinsichtlich der Präpositionen konnte man eine Reihe von Fehleinschätzungen begehen. So sitzt man z. B. auf einem Stuhl, da dieser eine harte Sitzfläche aufweist, aber in einem Sofa, da es



Stockholm, Blick auf Riddarholmen

weich ist und man darin versinkt. Die Tatsache, dass die Kenntnis der Landessprache nur ein Schlüssel zu einem tiefgründigen und ineinander verwobenen Wertesystem ist, wird einem mit zunehmendem Eintauchen in dieses Gebilde immer deutlicher. Die Eindrücke, die ich hierbei sammeln konnte, sind in diesem Rahmen nur ausschnittartig und generalisierend wiederzugeben.

Seit den 60er Jahren ist es in Schweden gebräuchlich, dass man alle Personen mit „Du“ und mit dem Vornamen anspricht. Für mich als hierarchische Strukturen gewohnte und Autoritäten gläubige Deutsche bedeutete das „Du“ gerade gegenüber höhergestellten Personen wie Chefs oder Professoren einige Überwindung und Gewöhnung.

Liberalität und Respekt vor dem Einzelnen spiegeln sich auch in den Umgangsformen wider. Das Wörtchen „tack“ (Danke) wird äußerst häufig eingestreut. Man dankt auch innerhalb der Familie nach abgeschlossener Mahlzeit für das Essen, am Abend bedankt man sich beieinander für den gemeinsam verbrachten Tag. Nach einer Einladung gehört es zum guten Ton, sich für diese bei der nächsten Gelegenheit zu bedanken. Mit etwas mehr geschultem Ohr lassen sich gleichwohl Nuancen in diesem Danken wahrnehmen. Wird es nur pflichtbewusst vorgebracht oder schwingt darin wirkliche Begeisterung mit? Tonlage und kleine Beiwörter erfüllen ihre Funktion. Ob die Verkäuferin im Supermarkt oder die Sachbearbeiterin bei einer staatlichen Behörde, Höflichkeit und Hilfsbereitschaft verwunderten einen immer wieder. Busfahrer warten auf zum Bus laufende Passagiere und öffnen ihre bereits geschlossenen Türen nochmals. Hierzulande wird einem schon einmal die Türe direkt vor der Nase zugeschaltet.

Geduld und gleichmäßige Stimmung beherrschen das Bild der durchschnittlichen Konfliktbearbeitung in Schweden. Da Geduld nicht zu meinen großen Stärken gehört und ich getreu meiner bayrisch-„südländischen“ Herkunft ein eher impulsiver Mensch bin, musste ich Einiges an mir arbeiten. Lautes Lamentieren und Schreien stellt für Schweden ein Zeichen von Schwäche dar, ein Zeichen dafür, dass man mit den Argumenten am Ende sei. Meinen Einwurf, ab und zu Wut ablassen sei manchmal ganz heilsam für Körper und Geist, konnte mein Umfeld zwar nachvollziehen, aber nicht gutheißen.

Geduld benötigt man ebenfalls, wenn man einmal krank sein sollte. Die aktuelle Diskussion um die Praxisgebühren in

Deutschland lässt einen Schweden erprobten Patienten nur müde lächeln. Sieht man von Kindern und chronisch kranken Personen ab, ist jeder Arztbesuch mit einer Gebühr verbunden. Die Notaufnahmen der Krankenhäuser ausgenommen, ist es nicht besonders einfach, sofort zu einem Arzt durchzudringen. Zunächst heißt es in der telefonischen Warteschleife einer Zentrale für Krankenpflegeauskunft auszuhalten: „Sie haben nun Nr. 5, bitte war-



Söndraby, Südschweden, Lysning (Aufgebotsfeier) – natürlich im Dirndl

ten...“. Dann muss eine Krankenschwester am anderen Ende der Leitung von der Notwendigkeit des Arztbesuches überzeugt werden. Das Verfahren ist für den Einzelnen manchmal ärgerlich. Der Arzt soll aber so von Patienten mit kleineren Zipperlein verschont bleiben. Nichtsdestotrotz lernt man auch hier schnell dazu und verschafft sich durch drastische Überhöhung der vorhandenen Symptome Gehör.

Wir heirateten 1999 in Freising. Als mein Mann seine Arbeitsstelle in Upplands Väsby, einem Vorort Stockholms antrat, zogen wir vom wunderschönen Zentrum der Stadt, die auch „Venedig des Nordens“ genannt wird, in eine etwas triste Betonblocklandschaft. Richtig antithetisch hierzu wirkte die diese Ansiedlung umgebende, vom Mälarsee immer wieder durchzogene, waldreiche Natur.

Mit der Geburt unseres Sohnes erfüllte sich ein weiterer Herzenswunsch. Im Erziehungsurlaub stellte sich nun die Aufgabe einer Neuorientierung im persönlichen Umfeld. Gar nicht so einfach in einem nordischen Land, da die anfängliche Distanz einem zu durchbrechenden Panzer gleicht. Kinder bilden jedoch häufig einen gemeinsamen Nenner. So sollten wir schließlich über die regional gegliederte Mutter- und Kinderpflegezentrale, in der obligatorische Kurse zu

belegen waren, Freunde fürs Leben finden. Bezüglich der Ernährung und der Erziehung des Nachwuchses existieren bisweilen geradezu gegenläufige Empfehlungen in Schweden und in Deutschland. Als ein Beispiel möchte ich hier die Maßnahmen zur Allergievorbereitung nennen. In Schweden gilt die Devise, den Sprössling im ersten Lebensjahr mit so viel verschiedenen Lebensmitteln wie möglich zu konfrontieren. In Deutschland werden einem hier ganz entgegen gesetzt

starke Einschränkungen nahe gelegt. Wie entscheidet man sich da als frischgebackene, unerfahrene Eltern? Nicht zu verwundern braucht einen die durchschnittlich größere Kältetoleranz der nordischen Bevölkerung. Diese beruht nämlich meiner Erfahrung nach nur zum Teil auf den abweichenden Klimaverhältnissen. Vielmehr werden bereits Säuglinge in ausgeprägter Art und Weise der frischen Luft und der Kälte exponiert. So wird z. B. der Mittagsschlaf der Kleinen, wenn möglich, im Freien im Kinderwagen abgehalten. 20 °C unter Null ist hier die magische Grenze. Als naturverbundene ehemalige Pferdebesitzerin und Teilnehmerin an Ausgrabungen bei jedem Wind und Wetter sah ich hier nur positive Auswirkungen auf den Allgemeinzustand der Kinder. Kein Problem sich anzupassen.

Einen lieb gewonnenen Kontakt verdanke ich im weitesten Sinne dem Dom-Gymnasium. Latein- und Altgriechischkenntnisse gelten in Schweden als etwas Exotisches. Dennoch hatte sich ein pensionierter Lehrer in den Kopf gesetzt, Altgriechisch zu lernen. Grundkenntnisse waren vorhanden. Mangels eines weiterführenden Angebots riefen wir kurzerhand „Privatunterricht“ ins Leben, den ich dank der einstigen intensiven Vermittlung von Herrn Glück und Herrn Schönhärl an Hand meiner eingeflogenen Schullektüre bestreiten konnte.



**Adelsö, vor Björkö (der Insel mit den Hinterlassenschaften Birkas),
Uppland, Runenstein**

In meinen vier Jahren in Schweden habe ich mich manchmal gezielt, meist jedoch unbewusst akkulturiert. Als Archäologin hatte ich mich bislang mit dem Begriff Akkulturation nur auf rein theoretischer Basis beschäftigt - ganz ohne einen Hintergedanken daran, welche Aktualität ein solcher Vorgang einmal für meine Person erhalten sollte. Maßgeblich zur Erleichterung meines Einlebens in die schwedische Kultur hat nicht zuletzt die herzliche Aufnahme durch die Familie meines Mannes beigetragen. Hier sind trotz national geprägter Unterschiede auch viele Gemeinsamkeiten vorhanden. Auf eine prominente und sehr populäre „Vorgängerin“ bezüglich eines deutsch-schwedischen Austausches, nämlich Königin Silvia, wird man als Deutsche in Schweden übrigens allenthalben angesprochen.

Eine Anpassung an eine neue Kultur ist unvermeidlich mit der Umprägung von Werten aus der Ursprungskultur verbunden. Gleichzeitig und sozusagen gegenläufig besinnt man sich in der Fremde stärker seiner Wurzeln. Man wird sozusagen bewusst bayerischer als bayerisch. Manchmal nahm diese vertiefte Heimatliebe jedoch auch kuriose Formen an. So legte ich mir eine CD mit volkstümlicher bayerischer Musik zu und musste mich dabei ertappen, wie mir beim Anhören dieser Tränen in die Augen stiegen. Am meisten vermisste ich jedoch meine nähere Familie schmerzlich.

Vor zweieinhalb Jahren sind wir nun wieder nach Freising gezogen. Unsere Familie wurde durch einen weiteren kleinen Wikinger verstärkt. Meine Hauptbeschäftigung gilt im Moment der Erziehung unserer Kinder. In Schweden hätte ich übrigens bereits 18 Monate nach der Geburt eines Kindes wieder zu arbeiten beginnen müssen. Um die zweisprachige Erziehung unserer Söhne zu fördern, haben

wir Schwedisch als Familiensprache eingeführt. In Schweden praktizierten wir den personenbezogenen Ansatz der Sprachvermittlung (Mutter: Deutsch, Vater: Schwedisch). Da dieser in Deutschland aufgrund der Unterrepräsentierung des Schwedischen nicht mehr funktionierte, haben wir uns für den situationsbezogenen Ansatz entschieden. Der Erfolg gibt uns Recht. Eine schwedische



Häålerup, Söndraby, Südschweden

Spielgruppe und schwedische Medien unterstützen unsere Bemühungen. Gewisse schwedische Alltagsgewohnheiten versuchen wir beizubehalten, wie z. B. „lördagsgodis“. Diese zahnfreundliche Übereinkunft, dass nur am Samstag Süßigkeiten erlaubt sind, ist angesichts Überraschungsei bewehrter Supermarktkassen und freigiebiger Freunde nicht konsequent, in jedem Fall jedoch schwerpunktmäßig durchzuhalten.

Zurück in der Heimat stellt man erst fest, welche Veränderungen man selbst durchlaufen hat. Alte Kontakte müssen neu definiert werden. Neue Kontakte werden möglich. Das sich Anpassen und

sich Einbinden obliegt nun eher meinem Mann als Aufgabe. Durch das Zusammenleben mit mir schon teilakkulturiert, kann er manche Dinge immer noch nicht als selbstverständlich hinnehmen. Wieso kann man eigentlich am Sonntag nirgends einkaufen oder ein bisschen Heimwerken, obwohl man dann doch richtig viel Zeit hätte?

Zurück in Deutschland vermisst man wiederum Schweden. Am Ufer des Mälaren mit Blick auf die alte Handelsstadt Sigtuna zu schlendern. Uppsala, die ehrwürdige Dom- und Universitätsstadt, Ort zahlreicher Doktorandenkolloquien. Mit einem Boot nach Björkö überzusetzen und auf den Spuren Birkas, der internationale Kontakte unterhaltenden Handelsstadt der Wikinger, zu wandern. Die Weite der Landschaft und den Reichtum an ursprünglicher Natur.

Nun freuen wir uns über ausgedehnte Besuche zu Feierlichkeiten wie Mittsommer oder Weihnachten auf dem male- risch gelegenen Hof meiner Schwiegereltern in Südschweden (Schonen). Wichtig ist, denke ich, bei aller kultureller Annäherung zwischen zwei Nationalitäten, sich ein Land als Basis auszusü-

chen. Nicht zuletzt, um den Kindern ihre nationale Identitätsfindung zu erleichtern; d. h. eine Kultur als Grundlage und die andere als zusätzliches „Geschenk“ zu vermitteln. Die Entscheidung, ob unsere Kinder bayerische Schonen oder schonische Bayern werden, steht noch an...

Vor dem Hintergrund meiner Erfahrungen im kleinen, persönlichen Bereich, und die politische Ebene einmal ausklammernd, sehe ich hoffnungsvoll und mit Spannung auf das sich formierende, vereinte Europa. Anleihen aus und Annäherungen an fremde Kulturen können bei richtiger Verarbeitung nur bereichernd sein.

„Das DOM“ im abgelaufenen Jahr – Bericht des Schulleiters

Statistik:

Die Schule bewegte sich auch im Schuljahr 2003 / 04 im Band der erwünschten und erreichten Größe von etwa 670 Schülern: Jeweils drei Parallelklassen, die in der 11. Jahrgangsstufe zu zwei zusammenwachsen, und die Kollegstufe mit ca. 125 Schülern wurden von gut 60 Lehrkräften unterrichtet. Etwas ein Fünftel von ihnen waren, meist auf eigenen Wunsch, in Teilzeitaufträgen beschäftigt. Als kleinere Schule haben wir in Freising im Schnitt auch die kleineren Klassen, ca. 25 Schüler. Die Anmeldungen für die 5. Klassen haben allerdings eine ungünstige Summe erreicht, sodass wir jeweils 31 Kinder in den drei Eingangsklassen zählten.

Unterricht und Ausbildungsrichtungen:

Es ist unser oberster Grundsatz, dass der, den Schülern ja zustehende, Pflicht- und Wahlpflichtunterricht ohne Kürzungen erteilt wird, auch wenn das Lehrer-Mehrarbeit bedeuten müsste. Wir konnten auch die angebotenen Ausbildungsrichtungen aufrecht erhalten: Den **humanistischen Zweig** (Altgriechisch ab Klasse 9) wählen nach wie vor ausreichend viele Schüler (ca. 15 pro Jahrgang). Der **romanistische Zug** (Spanisch von Jahrgang 11-13, mit Abiturmöglichkeit) begeistert trotz Mehrbelastung (es müssen in der 12. und 13. Klasse in jedem Fall zwei Fremdsprachen belegt werden) etwa zwei Fünftel der Oberstufenschüler. Und auch der Zusage zum **bilingualen Zug Englisch und Erdkunde** der Mittelstufe ist sehr erfreulich: In Zeiten der neuen lingua franca Englisch mussten wir zur Förderung der Kompetenz unserer Schüler etwas tun, wollten wir die alleinige Eingangssprache Latein nicht gefährden. Sie prägt wesentlich unsere Schule und sie ist, trotz wohlfeiler populistischer Propaganda, an einem sprachlichen Gymnasium mit bis zur vier Pflichtfremdsprachen durch nichts zu ersetzen. Wir werden an **Latein als ausschließlicher erster Fremdsprache** also nichts ändern. Diese verschiedenen Ausbildungsrichtungen werden oft in kleineren Gruppen (z. B. in Griechisch und Französisch, in Latein und Spanisch gespaltene Klassen) und zusätzlichen Stunden unterrichtet. Das kostet uns aber zusätzliche Lehrerstunden

den aus unserem Gesamtstundenbudget. Da dieses Budget im Zuge der Haushaltskonsolidierung der Staatsregierung erneut sehr knapp bemessen war, mussten wir den Wahlunterricht auf den musischen und sportlichen Gruppenunterricht zurücknehmen. So finden Chor, Orchester usw. genauso wie z. B. Volleyball gesichert statt, Werken, Italienisch u.ä. können wir uns aber nicht mehr leisten. Das ist Schade.

Außenaktivitäten:

Auch wenn Schüler gelegentlich klagen, dass an anderen Schulen viel mehr weggefahren würde (was nachweislich für den Freisinger Raum nicht gilt), haben wir mit unseren Außenaktivitäten ein Maß erreicht, das man mit dem Angebot vor z.B. 30 Jahren überhaupt nicht mehr vergleichen kann. Das liegt nicht nur am gewachsenen Wohlstand, sondern auch an den gewandelten pädagogischen Zielen in einer zusammenwachsenden Welt. So erstreckt sich unser Schüleraustausch in Klassen oder Gruppen auf vier Länder (USA, Frankreich, Tschechien, Slowenien). Der von den Eltern für Einzelschüler beantragte Gastschulbesuch in USA, Kanada, Ecuador, Australien, Norwegen usw. ist dabei nicht eingerechnet. Auch er nimmt erfreulich zu. Fest im Programm stehen das Landschulheim aller 5. Klassen im Bayerischen Wald, die Winterwoche aller 6. Klassen in Walchsee /Tirol, die Geographie- und Geschichtsexkursionen der 11. Klassen von Straßburg bis Dresden und Wien und die fast zweiwöchigen Studien- oder Abschlussfahrten der 12. Klassen nach Unteritalien, Griechenland, in diesem Schuljahr erstmals auch nach Moskau mit St. Petersburg. Auch die Tage der Lebensorientierung der 9. Klassen in Benediktbeuren, die sog. Besinnungstage, tun den Schülern und den Klassengemeinschaften sehr wohl, und wir möchten sie nur sehr ungern zur Disposition stellen. Dass einzelne Klassen dazu mit ihren Lehrern verlängerte Wochenendausflüge unternehmen, z. B. war im Mai 2004 eine 10. Klasse auf der Freisinger Hütte am Wallberg, ist in die offizielle Großplanung gar nicht eingerechnet.

Schulgebäude

Unser schönes Schulgebäude kommt nach gut dreißig Jahren in die Zeit, in der

erste größere Reparaturen anstehen, z.B. an der veralteten uns sehr unwirtschaftlichen Heizung, an den gesamten Installationen (Wasser wie Strom und Telefon). Die Stadt Freising bemühte sich in den vergangenen Jahren sehr, ihre schönste Schule nicht verkommen zu lassen. Die **wahnwitzige Bürokratie** von Ausschreibungen und Gewährleistungsansprüchen macht jede Maßnahme so aufwändig und teuer, dass **Notwendiges unterbleibt**. Wenn Leistungsverzeichnisse so dick sind wie Bücher, dauert schon das Einholen von Angeboten entsprechend lang, wenn die örtlichen Handwerker nicht bereits konsterniert aufgegeben haben. Was einmal gut gemeint war, hat sich, erst recht in Zeiten knappen Geldes, zum öffentlichen Ärgernis entwickelt. Als Schulleiter kann man nur mit Magengeschwüren reagieren, denkt man an die dringend nötigen Investitionen für den Ganztagebetrieb im neuen, achtjährigen Gymnasium, z. B. die Mittagsversorgung.

G 8 ante portas:

Dieser Rückgriff auf die Gymnasialdauer der 30er und 40er Jahre hat uns alle im vergangenen Schuljahr so sehr beschäftigt, dass alle guten Ansätze der inneren Weiterentwicklung der Unterrichts- und Schulkultur am Dom-Gymnasium blockiert waren. Wahr ist, dass deutsche Hochschulabsolventen mit im Schnitt fast 29 Jahren nicht nur im internationalen Vergleich deutlich zu alt sind, wahr ist aber auch, dass der bayerische Absolvent mit 19,2 Jahren und freiem Hochschulzugang mindestens so jung ist wie der französische, italienische tschechische, amerikanische ... Studienbeginner. Die nötigen Korrekturen müssten also ansetzen bei der kostbaren Orientierungszeit und dem überlangen, weil vielleicht schlecht organisierten Hochschulstudium samt Nebenjobs der Studenten. Wenn der 19jährige Abiturient nicht weiß, was er jetzt beginnen soll, wird es der 18jährige wissen? Die Ganztageschule wird von den Gymnasiallehrern nicht abgelehnt. Wir stellen und den neuen, durchaus interessanten Herausforderungen. Und verwahren und gleichzeitig entschieden vor dem Gerede, dass alles Bisherige schlecht gewesen und zu vergessen sei. Dies tut uns nämlich in der Seele weh.

Frühe Bildungsreisen



Prof. Dr. Klaus Klostermaier wurde 1933 in München geboren, machte 1952 sein Abitur am Dom-Gymnasium Freising, promovierte 1961 zum Dr.Phil. (Philosophie) an der Gregoriana in Rom mit der Dissertation „Der moderne Hinduismus und die soziale Neuordnung Indiens“; war von 1961 bis 1970 in Indien. 1969 Ph.D. (Ancient Indian History and Culture) an der University of Bombay mit einer Dissertation zum Thema „Moksa“; 1970-1999 Professor für Religionswissenschaft an der University of Manitoba, in Winnipeg, Kanada; University Distinguished Professor 1986; Fellow Royal Society of Canada 1998.

Viele Bücher und Abhandlungen, hauptsächlich in Englisch, meist zum Thema Indien und Hinduismus. Auf deutsch sind erschienen: Hinduismus, Bachem (Köln) 1965; Christ und Hindu in Vrindaban, Hegner (Köln) 1967; Mahatma Gandhi: Freiheit ohne Gewalt, Hegner (Köln) 1969. Trotz Emeritierung (1999) ist er noch ziemlich beschäftigt - hält eine größere reguläre Vorlesung über "Science and Religion," versucht einer kleinen Schar Tapferer Sanskrit beizubringen und arbeitet zur Zeit an mehreren Publikationen, u.a. einer dritten Auflage seines "Survey of Hinduism" (State University Press of New York), der zu einem der meistbenutzten Texte für Hinduismus-Kurse in Nordamerika geworden ist.

Eine von der Bomardierungen Münchens geprägte Schulzeit

Meine erste Bildungsreise im Jahre 1939 zum Besuch der ersten Klasse der Volksschule München-Untermenzing, machte ich noch zu Fuß: zehn Minuten durch

Feldwege, vorbei an einer Flakstellung mit sechs 10,5 cm Geschützen, Scheinwerfern und einigem Abhörgerät, die sich bei Beginn des Krieges auf einem großen freien Gelände vor unserem Einfamilienhaus eingegraben hatte. Bei jedem der schon recht früh beginnenden, und dann immer häufiger werdenden Luftangriffe, ballerte die Batterie los. Unser ganzes Haus bebte und klirrte und immer größere Risse zeigten sich in den Wänden.

Da mit Beginn des Krieges die meisten männlichen Lehrer zur Wehrmacht eingezogen worden waren - lediglich ein Parteigenosse Schulleiter war geblieben -, hatten wir in der Volksschule nur weibliche Lehrkräfte. Eine von ihnen las uns Sieben- oder Achtjährigen pflichtgetreu jeden Tag aus dem Völkischen Beobachter vor. Ansonsten war der Unterricht trotz der immer öfteren und schwereren Luftangriffe einigermaßen normal und geordnet. In unserer unmittelbaren Nähe passierte nicht viel. Weder die nahe Flakstellung noch die ausgedehnte Krauss-Maffei Fabrik im benachbarten Allach, die Panzer und Raupenschlepper baute, wurden von den Flugzeugen angegriffen, die ihre Bomben über München abluden.

Die Atmosphäre in der Schule war stark von der Kriegszeit geprägt: Väter, Brüder, und andere Verwandte der meisten Mitschüler waren zum Militär eingezogen und immer öfter kamen Mädchen mit schwarzen Haarschleifen und Buben mit schwarzen Armbändern zur Schule. Mein Vater war als Schwerkriegsbeschädigter des Ersten Weltkriegs nicht mehr kriegstauglich. Aber ich litt unter einem bedrückenden Geheimnis: zwei meiner On-

kel waren damals als "Staatsfeinde" in Konzentrationslagern. Vermutlich wäre ich wie ein Aussätziger behandelt worden, wenn dies in der Schule bekannt geworden wäre. Die Menschlichkeit war trotzdem nicht ganz ausgestorben. Unsere Lehrerin in der vierten Klasse, ein liebes älteres Frauchen, bemühte sich rührend um drei von uns, die zur höheren Schule überwechseln wollten, und bereitete uns in wochenlangem Zusatzunterricht auf die damals obligate Aufnahmeprüfung vor, die auch alle bestanden. Meine nächste Bildungsreise - zum Theresiengymnasium in München - musste ich mit dem Vorortszug unternehmen. Der Unterricht fing im Schuljahr 1943 schon im August an, um den Ausfall durch die "Kohleferien" im Januar gutzumachen. Meine Lehrer in der ersten Gymnasialklasse waren reaktivierte Pensionisten, freundliche ältere Herren, die sich recht freimütig-kritisch über die Zeitumstände, besonders die Aktivitäten der Hitlerjugend äußerten, die ja bekanntlich nicht gerade ein Freund der humanistischen Bildung war.

Evakuierung nach Rain am Lech

Im Sommer 1943 hatten verheerende Luftangriffe auf mehrere Städte im Ruhrgebiet und auf Hamburg stattgefunden - einer hatte einen furchtbaren Feuersturm ausgelöst, bei dem unzählige Menschen umkamen. Auch die Luftangriffe auf München wurden zahlreicher und stärker: wir mussten immer öfter die Nächte im Luftschutzkeller verbringen und dann am Morgen an noch rauchenden und ausgebrannten Häusern vorbei und über Trümmerhaufen zur Schule gehen, von der bald einige Teile fehlten. Im Herbst 1943 wurden die meisten Schulen in der Innenstadt geschlossen und die Schüler in Kinderlandverschickungslager außerhalb der Stadt verfrachtet, in denen ein rudimentärer Unterricht weitergeführt wurde. Mein Vater hatte einiges von diesen Lagern gehört, was ihm nicht gefiel, und so arrangierte er unsere Evakuierung in seinen Heimatort Rain am Lech, ein kleines Landstädtchen etwa 80 km nordwestlich von München, das der Krieg bisher verschont hatte.

Ein offener Lastwagen brachte meine Mutter, meine vier Schwestern, mich und einige Möbel dort hin. Rain am Lech rühmte sich damals mit etwa eintausend Einwohnern die kleinste Stadt Bayerns zu sein, bekannt als der Ort, an dem Feldmarschall Tilly im Dreißigjährigen

Krieg seinen Wunden erlag. Teile der mittelalterlichen Stadtmauer mit einem befestigten Tor und dem Stadtwall waren noch erhalten. Ehe wir "Evakuierten" aus München ankamen, hatte das Städtchen schon einige Dutzend Ausgebombte aus dem Ruhrgebiet aufnehmen müssen, die als "die Essener" apostrophiert wurden.

Als Fahrschüler nach Neuburg an der Donau

Die nächste höhere Schule war in Neuburg an der Donau, etwa 25 Eisenbahnkilometer entfernt. Auch Neuburg, damals eine Stadt von etwa 10 000 Einwohnern mit einem recht malerischen umfangreichen Schloss auf einem kleinen Hügel - ehemals bayrische Herzogs-Residenz - und einem schönen Stadtpark, war bis dahin von Bombenangriffen verschont geblieben.

Ich wurde "Fahrschüler" - eine Art Dauer-Bildungsreisender, der einzige aus Rain am Lech. Die Zugverbindungen zwischen Rain und Neuburg waren damals sehr spärlich: ich fuhr mit dem Morgenzug gegen 6 Uhr weg und kam mit dem Abendzug gegen 6 Uhr wieder zu Hause an - falls der Zug nicht unterwegs eine Panne hatte oder von Tieffliegern angegriffen worden war, was ab Ende 1944 immer häufiger passierte. Probleme mit Kohlen und Unfälle anderer Art hatten oft stundenlange Verspätungen zur Folge. Im Winter froh man endlose Stunden in ungeheizten Wartesälen. Damals war auch noch niemand auf die Idee gekommen, dass Rauchen schädlich sein könnte. Die Wartesäle sowohl wie die Wagons waren dick mit Rauch gefüllt - in einer Zeit, da richtiger Tabak immer seltener wurde, stopften die Männer alles mögliche Kraut in ihre Pfeifen. Eine Zeitlang fuhr ich in einem Waggon, in dem auch eine kleine Gruppe russischer Kriegsgefangener zu ihrem Arbeitsplatz gebracht wurde. Als ich anfang mich mit ihnen etwas anzufreunden, mich durch Gesten mit ihnen verständigte, ihnen ab und zu ein paar Äpfel oder ein Stück Brot schenkte, wurde der begleitende Wachtmeister unangenehm und verbot mir dies scharf.

Der HJ entkommen

Eines der unangenehmsten Reiseerlebnisse in dieser Zeit hatte ich, als eines Abends auf dem Nachhauseweg ein jüngerer Mann mich während der Fahrt ansprach und wissen wollte, zu welchem Hitlerjungen-Verband ich gehöre. Ich gehörte zu keinem - und wollte auch zu keinem gehören. Mit zehn Jahren, in der letzten Klasse Volksschule, waren wir zwar kollektiv an Hitlers Geburtstag in

das "Jungvolk" aufgenommen worden und mussten uns einmal in der Woche im Hitlerjugendheim einfinden. Nachdem wir evakuiert worden waren, war ich diesen "Einsatz" los. Als der junge Mann, der sich als hoher Hitlerjugendführer herausstellte, das hörte, fing er an zu brüllen und zu drohen: er würde mich (mit 11 Jahren!) zum Schanzen an die Ostfront schicken, wenn ich mich nicht schleunigst bei der Hitlerjugend meldete. Er gab mir einen Termin und einen Platz an, an dem ich mich vorstellen musste. Am nächsten Sonntagmorgen ging ich dort hin und mischte mich unter die dort versammelten Gleichaltrigen. Ich kannte keinen, und keiner kannte mich, da ich ja die Woche über ganztägig auswärts war und keine Gelegenheit hatte, irgend jemand in Rain zu treffen. Ich wartete, ob mein Name verlesen werde. Niemand kümmerte sich um mich und so verdrückte ich mich so unbemerkt, wie ich gekommen war. Kein Mensch fragte danach jemals mehr nach meinen diesbezüglichen Aktivitäten. Ich hütete mich aber auch in Zukunft vor allem, was nach Hitlerjugendführer aussehen mochte.

Das frühere humanistische Gymnasium in Neuburg war in eine Oberschule umgewandelt worden. So musste ich Englisch nachlernen und konnte mein bisschen Latein vergessen. Die Schule hatte nur noch vier reguläre Klassen, denn alle Schüler ab 15 Jahren waren als Flakhelder eingezogen worden, ab 18 zum Militär. Im Vergleich zu München war die Atmosphäre in Neuburg recht nazistisch und die Hitlerjugend sehr aggressiv präsent: regelmäßig marschierte sie jeden Mittwoch Nachmittag demonstrativ in Formation mit Trommeln und Trompeten durch die Stadt. Unser noch recht jugendlicher Musiklehrer erschien häufig in Hitler-Jugend-Uniform zum Unterricht. Vermutlich bewies dies seine Unabhängigkeit. Der Religionsunterricht - immer noch ein (Konkordats) Pflichtfach - wurde für alle Klassen zugleich einmal in der Woche in einem großen Raum von einem Jesuitenpater aus Ingolstadt erteilt: das Johlen und Kreischen und Werfen von Kreidestückchen und Papierfliegern war so schlimm, dass man buchstäblich kein Wort verstehen konnte. Das Direktorat der Schule machte keinerlei Anstalten einzugreifen. Disziplin war schließlich Sache des Lehrers.

Fliegerangriffe auch in der Provinz

Auch in Neuburg gab es ab 1944 immer öfter Fliegeralarm während der Schulzeiten. Als bombenangriffserfahrenes Münchner Kindl nahm ich so etwas natürlich nicht ernst, ging nicht in den Luftschutzkeller der Schule, sondern lief

meist einfach vor die Stadt hinaus. Manchmal wurde es aber doch ziemlich happig. Nicht weit von Neuburg entfernt war der erste deutsche Düsenjägerflugplatz, der öfter angegriffen wurde. Wenn man im Freien lag und die Bomben aus den Flugzeugen ausklinken sah, sah es zunächst immer so aus, als ob sie direkt auf einen zukämen. Das Pfeifen und Rauschen, wenn sie darüberflogen, ließ einen Atmen für kurze Zeit leichter atmen. Einige Kilometer nördlich von Neuburg war auch ein riesiges unterirdisches Treibstofflager, das nach einigen Bombardierungen in Rauch und Flammen aufging. Die Rauchpilze waren so hoch, dass man sie in Rain noch sehen konnte und alle Leute dort glaubten, Neuburg wäre in Flammen aufgegangen.

Im Frühjahr 1945 mutierte meine alltägliche Bildungsreise zum kafkaesken Ereignis: dem Eisenbahnzug wurden als Schutz gegen Tieffliegerangriffe am vorderen und hinteren Ende Plattformwagons mit Vierlingsgeschützen beigegeben. Trotzdem passierte es ziemlich regelmäßig, dass die Lokomotive zerschossen wurde und der Zug auf der Strecke blieb. Anstatt auf einen in unbestimmter Zeit vielleicht eintreffenden Ersatzzug zu warten, machte ich mich öfter zu Fuß auf den Heimweg: vier bis fünf Stunden Landstraße! Manchmal wurde ich von einem der seltenen Lastwagen, die nun mit Holzgas statt Diesel fuhren, ein Stück mitgenommen. Auch das war nicht ungefährlich, da die amerikanischen Jagdbomber anfangen jedes Fahrzeug auf der Straße - ob Bauernfuhrwerk oder Lastwagen - zu beschießen.

Das Schulgebäude war 1944 in ein Lazarett für verwundete Frontsoldaten verwandelt worden. Jede Klasse hatte ein Gasthaus zugewiesen bekommen, in dessen Räumen der Unterricht weiterging. Da die Lehrer der verschiedenen Fächer mit dem Fahrrad von einem Gasthaus zum nächsten fahren mussten, hatten wir immer längere Pausen zwischen den Stunden, während deren wir oft den Bomber Pulks zusahen, die in großer Höhe über uns hinzogen nach ihren Zielorten weiter südlich: Ingolstadt... München! Ich hatte dann immer große Angst um meinen Vater, der in München an seiner Arbeitsstätte geblieben war.

Irgendwann im März 1945 hörte dann alles einigermaßen geregelte Leben auf. Die Tieffliegerangriffe wurden immer häufiger und heftiger. Jeder Eisenbahnzug, der sich zeigte, wurde beschossen, selbst wenn er durch ein rotes Kreuz markiert war. Alle noch vorhandenen männlichen Wesen von 14 bis 60 Jahren wurden zum Volkssturm eingezogen. Ich

war noch keine zwölf Jahre alt, aber beim Errichten von Panzersperren und beim Ausgraben eines Luftschutzbunkers unter einem Bierkeller musste ich auch mitmachen. Man schleifte Bäume quer über die Straßen und verrammelte sie an den Enden, im Glauben damit den Vormarsch der amerikanischen Truppen aufhalten zu können. Die amerikanischen Panzer fuhr anschließend einfach durch die danebenstehenden Häuser, ohne sich um die Sperren zu kümmern.

Das Kriegsende

Statt zur Schule zu gehen, beobachteten wir Gefechte von Jagdfliegern und liefen zu den Stellen, wo sie abgestürzt waren. Bald zogen jede Nacht pausenlos die zurückflutenden deutschen Soldaten auf der Straße an unserem Haus vorbei. Sie nahmen alles mit, womit sie ihre Fortbewegung beschleunigen konnten: Pferde, Kinderwagen, Fahrräder. Wir hörten dumpfen Kanonendonner aus dem 100 km entfernten Nürnberg, um das heftig gekämpft wurde. Am 23. April - ich weiß den Tag noch genau - stieg ich auf ein hohes Gerüst, das bei einem Bierkeller stand (es diente zur Erzeugung von Eis im Winter) um zu schauen, ob man schon von den heranrückenden Amerikanern etwas sehen konnte. Plötzlich zischte ein Artilleriegeschoss über mich weg und schlug nicht sehr weit von mir ein. Ich war ziemlich schnell vom Gerüst und rannte die kurze Strecke nach Hause. Dort packten wir ein paar Sachen zusammen und flüchteten in den kleinen Kartoffelkeller des Bauernhauses, in dem wir unsere Miniwohnung hatten. Die Granaten kamen immer schneller und häufiger. Wenn sie in der Nähe einschlugen, wurden wir buchstäblich von den Kisten hochgehoben, auf denen wir saßen. Der Keller hatte ein kleines, ungeschütztes Fenster, durch das man das Aufblitzen der explodierenden Granaten sehen konnte. Manchmal waren die Explosionen so nah, dass wir glaubten, unser Haus sei getroffen worden. Der älteste Sohn des Hauses, der wegen einer Verkrüppelung durch Kinderlähmung nicht eingezogen worden war, ging ab und zu hoch, um nachzuschauen. Immer öfter kam er zurück, um uns zu sagen, wo es nun überall brannte. Wir konnten deutlich den Abschussknall hören - wenn es dann rauschte und pfiif, wussten wir, dass der Schuss über uns hinweggehen würde. Nach einem Nachmittag und einer Nacht in diesem Kellerloch - 12 Personen eng zusammengepfercht und kein Platz sich hinzulegen - trat eine Pause in der Beschießung ein. Wir rannten hoch, schnappten uns ein paar Decken und warme Kleidungsstücke und flohen über die Straße in den halbfertigen Stollen un-

ter dem Bierkeller gegenüber. Es waren schon viele Leute dort, aber wir fanden noch Platz, uns auszustrecken. Nach einiger Zeit hörten wir einen dumpfen Knall. Wie wir später erfuhren, war es die Sprengung der zwei Lechbrücken, angeblich als schon die ersten amerikanischen Panzer darauf fuhr. Wenig später begann die Artillerie wieder zu schießen. Wir hörten das Aufklärungsflugzeug über uns kurven - dann krachte es in der Nähe. Auch Jagdbomber wurden nun eingesetzt, die mit Geheule ihre Bordkanonen leerschossen und leichte Bomben abwarfen. Wir dösten dahin - wenn Bomben oder Granaten auf das Erdreich über den Stollen fielen, rieselte die Erde zwischen den Balken heraus. Aber der Stollen hielt. Es müssen drei Tage nach dem Anfang des Beschusses gewesen sein, da meldete einer, der aus dem Stollen herausgegangen war, dass er die ersten amerikanischen Panzer auf der Straße gesehen habe. Bald rollten sie an uns vorbei und wir krochen aus unserem Stollen. Verdreht und übermüdet sahen uns die Amerikaner aus ihren Panzern und Jeeps nicht gerade freundlich an. Aber sie ließen uns zurück in unsere Wohnung. Das Haus stand noch - war nicht zerschossen und nicht abgebrannt, wie viele andere. In unserer kleinen Wohnküche fanden wir Geschoße von Bordkanonen. Sie hatten den Fensterahmen durchbrochen. Eines war quer durch einen Kasten mit meiner Violine gegangen. Die Violine hatte zwei große Löcher, die ich mit etwas Laubholz und Klebstoff soweit reparieren konnte, dass sie wieder Töne von sich gab. Die Fenster waren alle in Trümmern, große Stücke Mauer waren aus den Wänden innen und außen herausgebrochen. Trotz allem: für uns war der schreckliche Krieg zu Ende.

Ich erinnere mich, dass Frühjahr und Sommer 1945 einmalig schön waren: strahlender Sonnenschein, wunderbar blühende Bäume, weite grüne Wiesen und fruchtbare Felder. An Schulunterricht war nicht zu denken - man musste zusehen, woher man etwas zu Essen bekam. So führten mich die nächsten Bildungsreisen mit Pferde- und Ochsenfuhrwerken auf die Felder und Wiesen der Bauersleute, auf deren Hof wir wohnten. Da der Hausvater, wie die meisten anderen, beim Militär war, war auch ein zwölfjähriger Junge schon eine erwünschte Hilfskraft. Ich hatte früher schon an freien Tagen versucht, mich etwas nützlich zu machen. Dafür bekam ich immer ein paar Eier, einige Äpfel oder etwas Milch. Nun wurde diese ehemalige Freizeitbeschäftigung lebensnotwendig und tagesfüllend. Ich lernte schnell dazu und fand, dass mir die Bauernarbeit Spaß machte.

Zurück nach München

Wir hatten Glück und konnten im Juli 1945 schon einen Lastwagen auftreiben, der uns mit allem Hausgerät nach München zurückbrachte. An eine Wiedereröffnung der höheren Schulen im September 1945 war nicht zu denken. Die meisten Schulgebäude waren zerstört oder doch so schwer beschädigt, dass sie nicht benutzbar waren. Die Schulverwaltungen waren aufgelöst und mit der beginnenden Entnazifizierung wurden alle früheren Lehrer, die Parteimitglieder gewesen waren, soweit sie noch lebten, ausgestellt. Die früheren Schulbücher durften auch nicht mehr benutzt werden. So sehr ich mich einmal auf die Schulferien gefreut hatte, diese Art von großen Ferien wurde mir doch ungemütlich - ich wollte etwas lernen! Glück im Unglück. Während unserer Evakuierung hatte mein Vater einen ausgebombten Kollegen mit seiner Familie in unser Haus aufgenommen. Es wurde zwar etwas eng in dem Einfamilienhaus, in dem nun elf Personen zusammen lebten. Ich bekam den früheren Luftschutzkeller als meinen Schlafraum zugewiesen. Eine der zwei Töchter des Kollegen meines Vaters, die sich auf ihre Lehramtsprüfung vorbereitet hatte, erbot sich, meinen zwei älteren Schwestern und mir Hausunterricht zu erteilen: so schrieben wir nun deutsche Aufsätze und studierten Geschichte und Geographie unter den Obstbäumen in unserem Garten. Gegen Jahresende begannen die öffentlichen Schulen langsam wieder mit einem rudimentären Betrieb. Meine Eltern meldeten mich beim alten Theresiengymnasium an.

Chaotische Schulverhältnisse in München nach Kriegsende

Wieder Fahrschüler! Die Zugverbindungen waren nicht ideal, doch wesentlich besser als früher, aber die Unterrichtszeiten waren schlicht verrückt: jede Woche war man zu einer anderen Schicht eingeteilt. Da wir vier zur Schule gehenden Geschwister zu gänzlich verschiedenen Zeiten in vier verschiedenen Schulen Unterricht hatten, herrschte zu Hause mit den Essenszeiten und allem anderen natürlich totales Chaos.

Mein Schulweg führte mich durch die Heyse- und die Goethestraße, eine der damals notorischsten Schwarzhandelsgegenden im Nachkriegs München, und ich wurde Zeuge so mancher Razzia der amerikanischen Militärpolizei.

Der erste Nachkriegs-Unterricht war reichlich chaotisch. In meiner zweiten Klasse Gymnasium saßen etwa fünfzig Schüler im Alter zwischen elf und acht-

zehn Jahren. Der Unterricht wurde von Lehrern erteilt, die sowohl den Krieg überlebt hatten als auch wohlbehalten durch die Entnazifizierung gekommen waren. Wir hatten eine ältere russische Dame, die kaum Deutsch sprach, als Englisch-Lehrerin - Englisch wurde damals als Pflichtfach in allen Schulen eingeführt. Die älteren Schüler traktierten sie nicht nur mit Papierkügelchen, die sie auf sie schossen, sondern auch mit herausfordern, oft obszönen Redensarten. Eine wohl noch im Studium befindliche junge Praktikantin machte vergebliche Versuche, Deutsch zu unterrichten - wer nicht in den ersten Bänken saß, verstand kein Wort. Der übertriebene Zwang, den die Autoritäten des vergangenen Regimes ausgeübt hatten, schlug nun in das Gegenteil um - in totale Disziplinlosigkeit und Chaos.

Da die Glasscheiben alle geplatzt waren, hatte man die Fensteröffnungen mit Brettern vernagelt und nur genügend Zwischenraum gelassen, um etwas Licht zu bekommen. Durch die selben Zwischenräume kam natürlich auch die Winterkälte und wir saßen in unseren Mänteln und Mützen und Handschuhen in den Bänken. Da es auch keine Tinte gab, musste man mit Bleistift schreiben - sowohl Papier wie Bleistifte waren schwer aufzutreiben! Dass wir überhaupt etwas lernten, war ein Wunder! Mit dem Schuljahr 1946/47 traten Verbesserungen ein. Die dritte Klasse, der ich zugewiesen wurde, war auf etwa 30 reduziert - wir hatten Lehrer, die sich durchsetzen konnten und so etwas wie ein Lehrplan wurde einigermaßen durchgezogen. Die äußeren Verhältnisse waren immer noch sehr bedrückend. Die meisten Schüler in unserer Klasse wurden vom Schularzt als "unterernährt" eingestuft und wir bekamen "Schulspeisung". Wie genossen wir unseren lang entbehrten Milchreisbrei und unsere Erbsensuppe mit Speck! Den Riegel Schokolade, den es einmal pro

Woche gab, nahmen wir als Geschenk für unsere kleineren Geschwister, die noch nicht zur Schule gingen, mit nach Hause.

Zusätzlich zur täglichen Eisenbahnfahrt zum Gymnasium ergaben sich für mich weitere Bildungsreisen durch die Notwendigkeit, fast zwei Jahre Latein nachzulernen: ich fand einen Lehrer in Bogenhausen - gut eine Stunde Straßenbahnfahrt mit einigem Umsteigen - alles andere als eine Vergnügungsreise durch das zerbombte München in klapprigen, zugigen Waggonen.

Glückliche Schuljahre in Freising

Die nächste und für lange Zeit letzte Bildungsreise führte mich im September 1947 nach Freising! Ich war im Knabenseminar und im Dom-Gymnasium Freising aufgenommen worden. Für mich war es eine große Umstellung: zum erstenmal in einem Internat! Und nur fünf Minuten zu Fuß zur Schule! Erst jetzt merkte ich, wie viel Zeit und Energie durch das Fahrschülerdasein verloren gegangen war, wie viel mehr Zeit ich nun für Studium und Freizeit hatte. Meine Mitschüler in der vierten Klasse - der ersten Klasse des nach dem Krieg wieder eingeführten humanistischen Zweiges - hatten im Vergleich zu mir einen viel geregelteren und intensiveren Unterricht genossen und ich merkte mit Schrecken, dass ich in vielen Fächern sehr zurück war, besonders in Mathematik und Latein. Und dazu begann nun Griechisch! Es dauerte fast bis zum Ende des Schuljahres, bis ich aufgeholt hatte. Ich erinnere mich mit Dankbarkeit an meinen ersten Präfekten im Knabenseminar, der mir damals mit Rat und Tat half, den Anschluss zu gewinnen. Zum ersten Mal hatte ich nun ein geregeltes Schülerleben und brauchte mich um nichts anderes zu sorgen als um meine Schularbeiten! Auch wenn 1947 die Nöte der unmittel-

baren Nachkriegszeit noch überall zu spüren waren und im Vergleich zu heute die Ausstattung recht ärmlich war, hatte man doch das Gefühl in einer zivilisierten Umgebung zu leben und in der Schule voranzukommen. Unvergessen ist mir Oberstudiendirektor August Poellinger: er verband Strenge mit Güte und Tatkraft mit Humor. Zu unserer Abiturfahrt begleitete er uns persönlich in seine Heimatstadt Regensburg. Insgesamt herrschte eine gute und freundliche Atmosphäre sowohl im Dom-Gymnasium als auch im Knabenseminar und ich denke mit Dankbarkeit an die Jahre in Freising zurück.

Seit fünfzig Jahren erhalte ich jeden Mai eine Einladung zum Klassentreffen meines Abiturjahrgangs und ich bedaure nur, dass ich nie Gelegenheit hatte, daran teilzunehmen, da ich während all dieser Jahre in vielen anderen Ländern lebte. Die Tatsache, dass die Klasse seit so langer Zeit sich regelmäßig trifft ist bestimmt das beste Zeichen einer Verbundenheit, die nicht bloß auf dem zufälligen Nebeneinander in der Schule beruht, sondern auf persönlichen Freundschaften und Sympathien. Ich möchte meinen Klassenkameraden von Freising und dem Dom-Gymnasium auch auf diese Weise meinen Dank und meine Verbundenheit aussprechen! Besonders danken möchte ich meinem Kommilitonen (kennt man das Wort noch?) Roland Freyberger, der mir letztes Jahr den schönen Bildband 175 Jahre Dom-Gymnasium Freising und den Dom-Spiegel 2003 zuschickte und mir die Verbindung mit Dr. Musiol eröffnete, der mich seinerseits einlud, etwas zum Thema "Reisen" für den "Dom-Spiegel" zu schreiben. Ich hoffe, ich bekomme für meinen Aufsatz nicht die Zensur "Thema verfehlt!" Notfalls kann ich auch über andere Bildungs- und sonstige Reisen schreiben, deren es seit der Freisinger Zeit viele, lange und bunte gab. Aber: Frühe Eindrücke prägen bekanntlich das spätere Leben.

Indienfahrt

Indien hatte mich immer fasziniert, so weit ich zurückdenken kann. Mahatma Gandhis Lehre von Wahrhaftigkeit und Gewaltlosigkeit als Grundlagen des gesellschaftlichen Zusammenlebens, erschien mir schon als sehr jungem Menschen als die bessere Alternative zu der Welt der Lüge und der Brutalität, in der ich aufgewachsen war. Die Ermordung Gandhis am 30. Januar 1948 erschütterte mich tief. Als ich im Philosophieunterricht etwas über die indische Geisteswelt erfuhr, begann mein Interesse auch für die große Vergangenheit Indiens zu wachsen.

Für eine Abschlussarbeit in vergleichender Religionswissenschaft wählte ich einen Vergleich zwischen buddhistischen und christlichen Erlösungsideen. Es war eine große Entdeckung für mich, in den buddhistischen Texten eine in sich geschlossene neue Lebensphilosophie zu finden, die auf ganz anderen Voraussetzungen aufbaute, als die mir bekannte griechisch-christliche, und die durchaus plausible Antworten auf die großen universalen Lebensfragen bot. Eine andere Weltsicht als die, in der ich aufgewachsen war, musste nicht unbedingt eine falsche sein. Mir wurde das Brückenschlagen zwischen geistigen Welten wichtig: es war **der Anfang einer immer noch andauernden Lebensreise zwischen den Kulturen des Ostens und des Westens.**

In den Jahren, da ich mein Universitätsstudium machte, erholte sich Europa allmählich wieder vom Krieg und seinen Folgen und kam langsam wieder zu einigem Wohlstand. Um so krasser erschien als Gegensatz die Schilderung des Massenelends in den ehemaligen Kolonien, die kollektiv als Dritte Welt, als „unterentwickelte Länder“ bezeichnet wurden, später politisch korrekt zu „Entwicklungsländern“ verschönt. Als sozial, und mehr und mehr auch global denkender junger Mensch begann ich mich für die Leute zu interessieren, die an der Lösung der Probleme dieser Länder, besonders in Indien, arbeiteten. Neben Mahatma Gandhi zählten nun auch Jawaharlal Nehru, Vinoba Bhave und Sarvepalli Radhakrishnan zu meinen Heroen. Ich schrieb eine DoktoratsThese zum Thema „Der moderne Hinduismus und die soziale Neuordnung Indiens“, um mich in die Problematik einzuarbeiten. Ehe ich etwas veröffentlichte, wollte ich jedoch die indische Wirklichkeit kennen lernen.

Auf der Suche nach dem „echten“ Indien:

Mit einem Studium-Visum für ein Jahr fuhr ich im Dezember 1961 auf der Cambodia, einem Linienschiff der Messageries Maritimes, von Marseille nach Bombay. Nach ein paar stürmischen Tagen im Mittelmeer nahm uns der Suez-Kanal auf: fast 24 Stunden zwischen Sanddünen links und Sanddünen rechts. Nach der Durchquerung des Roten Meeres konnte man in Aden für einige Stunden an Land gehen, während das Schiff mit Öl und Wasser versorgt wurde. Die Woche Fahrt durch die Arabische See nach Bombay war ungetrübte Wonne: Sonne, blauer Himmel, weiche Luft, ruhiges Meer, Scharen fliegender Fische, springende Delphine, die einen Regenbogen in die Luft zauberten, wenn sie sprangen. Die Aufregung begann an dem Abend vor der Landung in Bombay: das indische Militär hatte die portugiesischen Kolonien in Indien angegriffen, ein portugiesisches Kriegsschiff vor Goa versenkt und Portugal hatte daraufhin Indien den Krieg erklärt. Es war fraglich, ob wir in Bombay anlegen konnten. Unter allen möglichen Sicherheitsvorkehrungen landeten wir dann doch. Ich werde den Anblick nie vergessen: die Sonne war gerade im Aufgehen und tauchte die von einer Hügelkette eingeschlossene Bucht von Bombay in magisches rotes Licht. Im Hintergrund lag die große Stadt mit ihren sanften grünen Hügeln.

Man hatte mich vor dem Kulturschock gewarnt, den ein europäischer Besucher Indiens erleiden würde. Nach vier Jahren Italien kam mir Bombay recht vertraut vor, nicht sehr verschieden von Neapel, einschließlich des schönen natürlichen Hafens und der Fischerdörfer in der näheren Umgebung. Das Klima half auch dazu, die ersten Eindrücke positiv zu gestalten: Dezember ist der schönste Monat in Bombay - strahlende Sonne, blauer Himmel, üppig blühende Bougainvillias, Tagestemperaturen um 30 Grad, eine Brise vom Meer her. Die nächsten Monate verbrachte ich damit, mich in Indien zu orientieren und nach einem Platz zu suchen, wo ich das „echte“ Indien kennen lernen und zugleich meine beruflichen Agenda weiterführen konnte. Ich versuchte, Kontakte mit Akademikern und Universitäten aufzunehmen. Die Programme der größeren Universitäten, die mir auf meine Anfrage zugeschiedt wurden, erschienen nicht gerade aufregend: die Literaturverzeichnisse, die den Studiengängen beigelegt

waren, enthielten Altes und Altbekanntes - ich wollte Neues kennen lernen! Für etwa sechs Wochen begab ich mich auf Eisenbahn- und Autobusfahrt quer durch Indien. Ich hatte eine Einladung erhalten, an einem Symposium in Rajpur teilzunehmen, das von dem damaligen Schweizer Botschafter in Indien, Dr. Jacques Albert Cuttat veranstaltet wurde. Cuttat war nicht nur Diplomat, sondern auch akademisch ausgewiesener Religionsphilosoph, der den Dialog zwischen der hindu-indischen und der westlich-christlichen Welt zu seinem persönlichen Anliegen gemacht hatte. Die Teilnahme an dem Treffen, das etwa ein Dutzend christlicher Dialog-Experten zusammenbrachte, unter anderen auch bekannte Figuren wie Raimon Panikkar, Swami Abhishiktanda und Dom Bede Griffith, wurde für mich ein Schlüsselerlebnis. Rajpur in Uttar Pradesh war ein kleiner, schwer zugänglicher kleiner Ort in den Vorbergen des Himalayas, nur mit Pferde-Tonga vom Bahnhof Dehra-Dun aus zu erreichen. Man sah noch Spuren der Unruhen aus der Zeit der Teilung Indiens von 1947/48 - halbverkohlte Balken in den Trümmern von Häusern, wo früher Muslims gewohnt hatten. Es waren Mahnzeichen einer in Indien immer noch schwelenden Feindschaft zwischen Muslimen und Hindus, die jedes Jahr, vor allem in größeren Städten noch Tausende von Leben kosteten. Religiöser Hass, der bis zur gegenseitigen Ausrottung geht, war auch im christlichen Europa in früheren Jahrhunderten nichts Ungewöhnliches - dass er nie ganz ausstarb zeigten die Vorgänge im ehemaligen Jugoslawien erst jüngst wieder. Dass Christen in Indien an einem ökumenischen Dialog der Religionen arbeiteten, um Eintracht und Harmonie zu schaffen, wo Argwohn und Misstrauen geherrscht hatten, bedeutete auch für die Kirchen in Indien, sich von der Vergangenheit zu distanzieren: das christliche Portugal hatte seine indischen Kolonien mit Staatsgewalt missioniert, die ansässigen Nichtchristen vor die Wahl gestellt, sich entweder taufen zu lassen oder enteignet, vertrieben, gefoltert zu werden. Die Missionare anderer Länder hatten jahrhundertlang ihre tiefe „christliche“ Verachtung für die „Götzenanbetter“ in Rede und Schrift zum Ausdruck gebracht. Daneben gab es aber auch immer solche, die Respekt hatten vor den einheimischen Traditionen, sie studierten, ihre Schriften übersetzten und zu verstehen suchten. Es wurde mir bald klar, dass es für ein lange unterdrücktes und oft zu Unrecht geschmähtes Volk

wichtiger war, dass seiner bodenständigen Kultur echter Respekt erzeugt wurde und seine Traditionen ernstgenommen wurden, als dass finanzielle Entwicklungshilfe geleistet wurde, die ohnedies meist irgendwo in der oberen Bürokratie hängen blieb.

Einer der Plätze, die ich auf meiner Erkundungsfahrt besuchen wollte, war Vrindaban, ein populärer Hindu-Wallfahrtsort in Nordindien, zwischen Agra und Delhi, seit Jahrtausenden mit Krishna, der wohl populärsten Gottheit Hindu-Indiens verbunden. Millionen von Pilgern strömen jedes Jahr in die kleine Stadt, um die Stätten zu besuchen, die mit Krishnas jugendlichen Taten verbunden sind, und in den zahlreichen großen und kleinen Tempeln ihren Gottesdienst zu verrichten. Vrindaban wurde später durch die Hare-Krishna-Bewegung im Westen sehr bekannt - damals wusste außer ein paar Indologen noch kaum jemand von dem abgelegenen kleinen Ort.

Ein in Indien damals recht gut bekannter Swami hatte dort mit Unterstützung einiger Geschäftsleute eine mit der Universität Agra affilierte Vaischnava (Hindu) Hochschule gegründet und auch Lehrstühle für Vertreter anderer Religionen miteingeplant. Er suchte nun einen Kandidaten für den „St. Peter's Chair of Christian Philosophy“. Er war zum Kongress der Internationalen Vereinigung der Religionswissenschaftler 1960 nach Marburg gekommen und hatte dort für sein Projekt geworben. Ich hatte zunächst Bedenken mich einer Institution anzuschließen, die von einem Hindu-Swami geleitet wurde. Nachdem ich den Platz gesehen hatte und auch einige anerkannte ältere indischen Akademiker dort getroffen hatte, die Inhaber des „Sakaracarya Chair“, des „Guru Nanak Chair“ und des „Caitanya Chair“, sowie einige der Stipendiaten, sagte ich zu, mich für zwei Jahre anzuschließen und am Aufbau des Instituts mitzuarbeiten. Ich versprach mir, dort sowohl das „echte“ und nicht verwestlichte Indien anzutreffen, als auch in eine für mich anregende gemischte akademische Umgebung zu kommen.

Über meine Erlebnisse in dieser Zeit habe ich etwas ausführlicher in einem kleinen Band berichtet, den vielleicht manche kennen: er erschien 1968 bei Hegner unter dem Titel Christ und Hindu in Vrindaban. Ich war damals der einzige Europäer, der in der kleinen, fast noch mittelalterlichen Stadt lebte: die Anpassung an die lokalen Umstände waren notgedrungen vollständig. Die materiellen Beschränkungen des Lebens in einer indischen Kleinstadt fielen mir nicht allzu schwer - wir hatten als Kriegs- und

Nachkriegskinder viel entbehrensreicher gelebt! Die Diät war mit Rücksicht auf den religiösen Charakter des ganzen Ortes strikt vegetarisch - auch Eier sowie manche Gemüse, wie Tomaten und Zwiebeln, waren ausgeschlossen. Das Klima bewegte sich zwischen extremer trockener Hitze von März bis Juli, einer feuchtheißen Monsunzeit zwischen Juli und Oktober und einem ohne Heizung oft empfindlich kalt empfundenen Winter von November bis Februar. Die Einheimischen meinten, dass man in Vrindaban im Jahr zwei Wochen Himmel und fünfzig Wochen Fegfeuer habe. In vielen Dingen erinnerte das Leben in Vrindaban an das Mittelalter.

Dialog als Lebensaufgabe:

Durch meine Position kam ich nicht nur in Kontakt mit den Lehrern und Studenten, die zur Institution gehörten, sondern auch mit vielen Besuchern von auswärts, Akademikern sowie Angehörigen vieler religiöser Hindu-Orden, für die Vrindaban ein wichtiges Zentrum war.

Ich lebte sozusagen in einem Dauer-Dialog mit Kollegen und Besuchern. Um mich mit ihnen über philosophische und religiöse Themen unterhalten zu können, war es nicht nur nötig, Hindi zu lernen, sondern auch in eine völlig andere Art des Denkens einzutreten und die Welt aus ihrer Perspektive zu sehen. Es genügte nicht, die Texte ihrer Schriften in eine europäische Sprache zu übersetzen, sondern man musste sich auch in ihre Lebenswelt hineinversetzen und ihre Art der Interpretation von Leben und Schrift annehmen.

Ich glaubte, meine Lebensaufgabe entdeckt zu haben: über das wissenschaftliche Studium der indischen Religionen und Kulturen hinaus wollte ich gegenseitiges Verständnis wecken und den interreligiösen und interkulturellen Dialog fördern.

Nach meinen zwei Jahren in Vrindaban folgte ich einer Einladung nach Bombay - inzwischen in „Mumbai“ umgenannt - damals wohl die verwestlichste und modernste Stadt Indiens, heute mit über 15 Millionen Einwohnern auch die größte -, um mitzuhelfen ein Institut aufzubauen, das der Begegnung von Menschen aus verschiedenen Religionen dienen sollte. Verglichen mit dem in Vrindaban war das Leben in Bombay für mich recht leicht. Bombay war religiös und sprachlich kosmopolitisch: neben der sehr gemischten Hindu-Mehrheit leben dort viele alteingesessene Muslime neben einer relativ großen christlichen Gemeinde, hauptsächlich Katholiken und

Anglikaner. Bombay war auch die Heimat vieler Parsis, Anhänger Zarathustras, deren „Türme des Schweigens“ eine der Touristenattraktionen bildeten. Auch Buddhisten und Jains gibt es in größerer Zahl in Bombay sowie einige alte jüdische Gemeinden, die durch Flüchtlinge vor der Verfolgung der Hitlerzeit wieder Zuzug aus Europa bekommen hatten. Neben meiner Tätigkeit für das Institut und der Teilnahme an vielen Dialog-Konferenzen in Indien, Sri Lanka, Libanon etc. arbeitete ich auch an einem weiteren Doktorat: Alte Indische Geschichte und Kultur. Mir war schnell aufgegangen, wie wenig man das heutige Indien verstehen kann, ohne gründlich mit seiner Geschichte vertraut zu sein.

Alles in allem waren aus dem ursprünglich geplanten einem Jahr Indien neun Jahre geworden. Bei meinem ersten Besuch in Deutschland nach all den Jahren in Indien fand ich, dass mir vieles fremd geworden war. Ich nahm eine Einladung aus Kanada an, in einem neugegründeten Department of Religion an der University of Manitoba in Winnipeg einen Lehrstuhl für Religionswissenschaft mit Schwerpunkt Indische Religionen aufzubauen. Indien wurde ich nicht untreu: Teil meiner Überlegungen war, dass ich als Bürger eines Commonwealth-Landes kein Visum brauchte, um nach Indien zu gehen. Ich verbrachte mein erstes Freijahr in Madras und kehrte oft zu Konferenzen und Vorlesungen zurück, um Kontakt zu halten und auch um mit eigenen Augen die gewaltigen Änderungen zu verfolgen, die sich in den letzten zwanzig Jahren in Indien vollzogen. In Wort und Schrift beteiligte ich mich in all den Jahren am interkulturellen und interreligiösen Dialog und fasste es als große Auszeichnung auf, dass prominente Hindus meine Darstellungen des Hinduismus - besonders den in vielen Universitäten als Lehrbuch benutzten Survey Of Hinduism belobigend anerkannten und weiter empfahlen: Es war immer meine Absicht gewesen, den Hinduismus so darzustellen, dass ein Hindu damit einverstanden sein könnte und seine Tradition darin wiederfinden würde. Nach meiner Emeritierung an der University of Manitoba lud mich die Hindu University of America ein Mitglied ihres Lehrkörpers zu werden, was ich wiederum als Anerkennung vonseiten der Hindu-Diaspora ansehen konnte. Dass im interkulturellen und interreligiösen Dialog noch viel zu tun ist, entgeht wohl keinem, der die heutigen Zeitläufte verfolgt.

Die traditionelle akademische vergleichende Kultur- oder Religionswissenschaft begnügt sich mit distanziertem Beobachten oder mit einem Vergleich hi-

storischer Dokumente oder Artefakte. Interkultureller oder interreligiöser Dialog findet zwischen lebendigen, denkenden und fühlenden Zeitgenossen statt: historische Positionen oder objektive Darstellung von Fakten sind Ausgangspunkte, nicht Endziel des Dialogs. Der eigentliche Inhalt des Dialogs sind immer Fragen, die von aktuellem Interesse sind und die Antworten, die gefunden werden sind immer nur vorläufig - Ansatzpunkte für neue Fragen. Im Gespräch mit Menschen aus anderen Kulturkreisen geht uns viel von der Zufälligkeit und Willkür unserer eigenen Weltanschauung auf und wir merken, dass wir unseren Horizont erweitern und unsere Weltsicht vertiefen müssen. Für den Dialog sind andere Kulturen und Religionen nicht Kuriositäten, die man zur Kenntnis nimmt, sondern Ausdruck eines anderen Lebensgefühls - so richtig und wichtig wie das eigene!

Ein großer Teil der Konflikte zwischen Angehörigen verschiedener Kulturen beruht auf Missverständnissen und auf Mangel an Aufklärung: viel Leiden und noch mehr Ärger könnte verhindert werden, wenn man den Hintergrund so mancher kulturellen Eigenarten der "Anderen" versteht und Respekt für ihr Denken und Empfinden zeigt. Es ist erstaunlich wie erzkonservativ und engstirnig auch viele junge Leute im Schulalter denken, wenn es sich nicht gerade um Popmusik oder Haar-Mode geht. Da sich viele keine tieferen Gedanken machen, reagieren sie oft instinktmäßig ablehnend auf alles Fremde. „Anders“ zu sein heißt für viele schon falsch liegen und Feind sein. Hier sehe ich für „Dialog-Spezialisten“ eine größere erzieherische Aufgabe. Als ich vor einigen Jahren mit einer Gruppe meiner Studenten eine Reihe von Dias und Tonbandserien über die Kulturen der Herkunftsländer farbiger Studenten, besonders Pakistanis und Filipinos, die in Schulen oft Spott und Attacken ausgesetzt waren, herausbrachte und an Schulen verteilte, erhielt ich eine Reihe von spontanen Dankschreiben von Lehrern und Schülern, die in ihren Klassen einen Stimmungsumschwung zum Besseren feststellen konnten.

Aufstand im Global Village:

Jahrzehntelang hatten manche Zeitgenossen von der globalen Zivilisation geträumt, die aus der ganzen Welt ein großes Dorf machen würde: da bald jeder Mensch die gleiche technisch verformte Welt vor seiner Haustür findet und alle kulturellen Eigenarten westlich nivelliert werden, gibt es keinen Grund mehr für Spannungen und Konflikte zwischen den Völkern. Man kann nach Schanghai oder Mumbai reisen, nach Dschibuti oder La-

gos, nach Dallas oder La Paz, man findet einander ähnliche Flugplätze und Hotels, man sieht die gleichen Automarken und dieselben Uhren. Solange man in der Welt der Hilton Hotels und der Großbanken bleibt, kann man schon glauben in einem Global Village zu leben. Ein paar Schritte daneben sind dann die riesigen Slums der afrikanischen, asiatischen und südamerikanischen Großstädte, die Kulis und Rikschatreter, die Bettler und die Arbeitslosen, die vom Segen der globalen Zivilisation ausgeschlossen sind und die deshalb außerhalb des Global Village leben müssen. Sie bilden die absolute Mehrheit der Weltbevölkerung, die nicht etwa bewundernd am Zaun steht und den von der globalen Zivilisation Verwöhnten Beifall spendet, sondern zusehend feindseliger und aggressiver wird. Neben dem Streben, es dem „Westen“ nachzumachen, alle Vorteile der modernen Industriekultur zu genießen, macht sich vor allem in Asien immer mehr Kritik an der westlichen Lebenseinstellung breit und mit ihr auch Hass und Verachtung.

Samuel Huntington machte vor ein paar Jahren Furore mit seiner These vom kommenden Krieg der Kulturen (The Clash of Civilisations and the Remaking of World-Order, 1998), die so gar nicht zum Diskurs vom Global Village und der werdenden globalen Zivilisation passte. Die Ereignisse der letzten Jahre scheinen ihm recht zu geben: die amerikanische Invasion des Irak, von Präsident Bush als „Kreuzzug gegen den Terror“ deklariert zur Einpflanzung der echten Demokratie im rückständigen arabischen Mittleren Osten, wurde schließlich von der ganzen islamischen Welt als Angriff auf ihre Kultur aufgefasst. Die neuen Kreuzritter stehen verständnislos, ja feindselig der Kultur und der Mentalität derer gegenüber, die sie, gleich den Bewohnern eines anderen Planeten, und nicht wie Nachbarn im Global Village, zu beglücken kamen. Die Bilder von Irakis, die als Gefangene von Amerikanern und Briten in grausamster und erniedrigendster Weise gefoltert und gedemütigt wurden, sind nicht nur selbst Dokumente eines „Krieges der Kulturen“, sondern werden ein Übriges tun, um diesen in der arabischen Welt weiter anzuheizen. Fazit der islamischen Welt: Der Westen hat keine ethischen Werte - wir Muslims müssen die Welt vor dem Westen retten!

Ein großer Teil des Global Village ist für die Amerikaner und ihre Freunde in den letzten Jahren ein lebensgefährlicher Platz geworden. Große Unglücksfälle im Westen erregen vielfach mehr Schadenfreude und Häme im Rest der Welt als Mitleid. Versuche, dem Osten eine westliche Heilsbotschaft zu bringen, erzeugen

als Gegenreaktion ein Aufrechnen all des Bösen, das der Westen der Welt in den letzten Jahrhunderten gebracht hat.

Wenn wir Akademiker-Idealisten geglaubt hatten, im interkulturellen Dialog etwas Fortschritt gemacht zu haben, müssen wir einsehen, dass die Realpolitik anders denkt und handelt. Wir können nur hoffen, im kleinen Kreis Frieden zu stiften und zu hoffen, dass viele kleine Kreise einmal zu einem großen Kreis werden.

Das moderne alte Indien:

Jahrhundertlang galt Indien als Teil jener Welt, in dem sich nichts änderte und wo das Leben von alten Traditionen geregelt wurde. Dies hat sich in den letzten Jahrzehnten gründlich gewandelt: während der Hinduismus tausend und mehr Jahre sich auf Frömmigkeit und Askese beschränkte, fängt er nun an auch wieder kulturelle und politische Ansprüche zu stellen: Hindutva, das Reizwort im heutigen Indien, heißt nicht nur „Hinduismus“, sondern beinhaltet auch das politisch-kulturelle Programm der Regierungskoalition. Nach dem Willen vieler heutiger Inder soll Indien zu seinen kulturellen Wurzeln im Hinduismus zurückkehren. Hindu-Indien übt seine Faszination auch auf Nicht-Inder aus, wie die vielen Yogaschulen, die Ayurveda „Wellness“-Welle, und das Interesse an Reportagen und Büchern über indische Religionen deutlich zeigen.

Ganz abgesehen von individueller Indophilie, sind es die objektiven Zahlen und Fakten, die dafür sprechen, dass Indien und seine kulturelle Tradition ein wichtiger Bestandteil der Welt und des kulturellen und religiösen Welterbes sind: Mit über einer Milliarde Einwohner beherbergt Indien heute etwa ein Sechstel der gegenwärtigen Weltbevölkerung. Mit einer Kultur, die trotz aller Einbrüche in vielen Dingen eine ungebrochene Tradition von vielleicht siebentausend Jahren repräsentiert, steht Indien ziemlich einmalig in der Welt da. Auch die kulturelle Dynamik der heute lebenden Generation von Indern wird weltweit sich stark bemerkbar machen: ob es um Computertechnik geht oder um Mode, um Musik oder Literatur - das Neue Indien wird bald hinter dem Alten Indien, das in vielem noch das Indienbild beherrscht, nicht mehr zurückstehen. Indien wird als Wirtschaftsmacht bald einer der größeren Spieler in der Weltwirtschaft sein - es steht zu hoffen, dass auch die indische Kultur Verständnis und Förderung erfährt und ihren Beitrag zur Humanisierung der Welt leisten kann.

Spezialarbeiten

(Auskleidungen, Verrohrungen, Geländeranlagen, Brücken, Treppen aus Edelstahl, Haltestangen und Sicherheitseinrichtungen)

aus **Chromnickelstahl**
für Schwimmbäder, Fitness-Center

und sonst. Einrichtungen plant, liefert und montiert in hervorragender Ausführung

NERB

Nerb GmbH & Co. KG

Dorfstraße 39 · D-85356 Freising-Attaching

Telefon +49(0)8161 / 9887-0 · Fax +49(0)8161 / 9887-99

E-Mail: hnerb@nerb.de · Internet: www.nerb.de

AHL

Dr. jur. Karl-Hans Ahl
Rechtsanwalt

DESCH

Ralph-York Desch
Rechtsanwalt
Fachanwalt für
Arbeitsrecht

KUHN

Elisabeth Kuhn
Rechtsanwältin
Fachanwältin für
Familienrecht

Mode einfach gut. Einkaufen auch.

Und wir ersetzen Ihnen sogar die
Parkgebühren bis zu einer Stunde.



MODE

FELLER



**für Damen
und Herren**

FELLER

Freising, Landshuter Straße 31, am Landratsamt

TÄTIGKEITS- SCHWERPUNKTE

- Arbeitsrecht
- Familienrecht
- Erb- und Pflichtteilsrecht
- Strafverteidigung
- Mief- und Pachtrecht
- Immobilienrecht
- Vertragsrecht
- Straßenverkehrsrecht

Ziegelgasse 17
85354 Freising

Tel. 08161/12777

Fax 08161/50000

Eindrücke von der honduranischen Karibikküste



Julia Schönhärl studierte nach dem Abitur 1993 an den Fachhochschulen Kempten und München und machte anschließend in Schweden und Spanien den Master of European Tourism Management. Nach zwei Jahren Tätigkeit als Marketingmanagerin in London ging sie nach Chile, wo sie an einer Studie über Tourismusentwicklung mitarbeitete. Seit März 2003 ist sie in einem Projekt der deutschen Entwicklungszusammenarbeit in Honduras tätig.

Musik im Blut

Er ist vielleicht drei oder vier Jahre, der kleine afrikanisch anmutende Knirps, der mich mit seinen großen haselnussbraunen Augen kritisch anguckt. Dann wird im Haus die Musik aufgedreht – und William beginnt zu tanzen. Das kann er schon wie ein Großer! Mit einer Anmut und einem Rhythmusgefühl ohne gleichen lässt er seine Hüften kreisen, schwenkt er seine Arme über dem Kopf – Musik im Blut. Da kann ich nur lächeln, mich freuen, und, wie schon so oft vorher, die nett gemeinte Tanzaufforderung höflich und bedauernd ablehnen. Als „gringa“ bin ich – obwohl Discogängerin, Musik-Fan und trotz meiner Liebe zur Musik – meilenweit entfernt, die „Punta“ – dem seit Jahren in Honduras und ganz Lateinamerika berühmten Garifuna-Tanz – so erotisch, wie es sich gehört, tanzen zu können. Sollte ich vielleicht doch das Angebot meiner Nachbarin, mich in die Künste dieses traditionellen Tanzes einzuweisen, annehmen?

Ich gehe ein paar Häuser weiter Richtung Strand von Batalla, einem Garifuna-Ort mit ca. 300 Seelen, der am Sandufer des karibischen Meeres liegt – heute mal wieder türkisblau mit weißen Schaumkronen vor dem wolkenlosen Firmament. Schwerelos ziehen einige Pelikane über unsere Köpfe hinweg und landen sacht auf den Wellen. Hier machen sie den Fischern Konkurrenz, die vor ei-

ner halben Stunde mit ihren Einbaumbooten und kreisrunden Netzen von der frühmorgendlichen anstrengenden Jagd zurückgekehrt sind. Fisch ist rar geworden auf der Speisekarte seit große Fischfangflotten (meist illegal) viel zu nahe am Ufer das Meer durchkämmen. Doch mit etwas Glück wird heute Mittag typisch Garifuna frittiertes Fisch mit Reis, machuca (Kochbananen-Paste) mit Kokossoße, und frijoles (rote Bohnen) gegessen. Ich hoffe auch auf einen selbst gemachten Maracuja-Saft...denn Coco Cola, Pepsi, Sprite oder Banano (ja, eine klebrig-süße Angelegenheit!) mag ich nicht auch noch zu dem schweren, fettreichen Essen trinken. Sonst brauche ich einen „guifity“ (hochprozentiger Kräuterschnaps)!



Denn die Garifuna-Diät ist, das muss man sagen, wirklich nicht gesund: Ballaststoffe kennt sie so gut wie gar nicht, dafür wird viel mit Öl gebraten, nahrhafte Gemüse wie Kochbananen und Yucca sind immer mit auf dem Teller, genauso wie Kokos – Salat oder frisches Gemüse sucht man dagegen vergeblich. Dafür locken als Desserts süße Bananenschnitten in Kokosmilch und Kokosbrötchen mit Ingwer. Eine (leckere?) Fehlernährung, die man den Menschen ansieht.

Die Menschen

William hat schon aufgehört mit dem Tanzen und kommt zu uns zum Mittagessen. Er freut sich schon sehr auf den Kindergarten, der bald beginnen wird, denn zuhause wird es ihm allmählich langweilig, vor allem seit seine Mutter wieder in der Gemeindeverwaltung arbeitet und er den ganzen Tag bei irgendwel-

chen Tanten, Ruf-Tanten, Nachbarinnen oder bei Oma ist. Er hofft auf die Spielsachen, die vor kurzem gebracht wurden – ein Geschenk von Verwandten aus New York, hat er gehört. Seinen Vater hat er



schon lange nicht mehr gesehen – der ist in New York, „ranschaffen“, wie so viele seiner Garifuna-Kumpane.

Jeden Monat fährt Nora, seine Mutter, nach Tocoa, um dort auf der Western Union Bank die 50 US\$ abzuholen, die er geschickt hat. Damit erledigt sie dann gleich die Einkäufe, die sie per Bus und Jeep (in der Regenzeit auch per Motorboot über die Lagune) nach Batalla transportiert. Das ist ein langes und aufgrund der miserablen Straßenverhältnisse anstrengendes Unterfangen (ca. 6 Stunden einfache Strecke, wenn alles gut geht!), dem sich viele der allein erziehenden Mütter und Großmütter aus den abgelegenen Garifuna-Gemeinden unterziehen müssen. Nora muss außerdem noch für die Familie einer ihrer Schwestern einkaufen, da diese seit Wochen bettlägerig ist. Man munkelt, dass sie sich mit HIV infiziert hat, bei einer Liebesaffäre... aber „nix g'wiss woas ma ned“. Rosminda hat keinen Test machen lassen, sie wurde einfach jeden Tag schwächer, konnte nicht mehr arbeiten, die einst bewunderte Tänzerin wurde lustlos, bekam Hautausschläge und liegt nun im Bett. Sie wird von ihrer zehnjährigen Tochter gepflegt, die daher nicht mehr zur Schule gehen kann. Sie warten auf den Tod. Sterbefälle dieser Art sind seit einigen Jahren fast wöchentlich angesagt. Die AIDS-Kampagnen von NGOs, den Gesundheitszentren, und



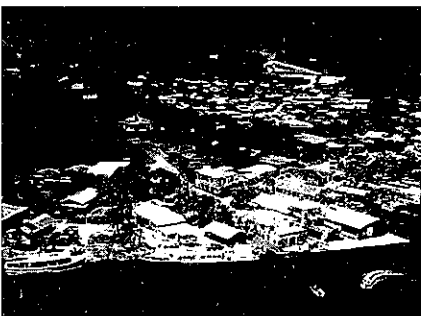
kirchlichen Gruppierungen fruchten aus irgendeinem Grund nicht.

Ich setzte mich zu ein paar Damen des Tanz-Klubs „Nuevo Amanecer“. „Schön, dass du mal wieder da bist“, sagen sie mir und wir beginnen einen Workshop darüber, wie wir uns organisieren, um den Öko- und Naturtouristen ein Angebot machen zu können, die fast täglich gegenüber der Bacalar Lagune in Palacios aus dem Propellerflugzeug steigen, um sich dem Erlebnis „Natur pur“ in der honduranischen Biosphäre Río Platano hinzugeben.

Heute kommen wir gut voran, die Leute scheinen engagiert, haben sich ihre Gedanken gemacht: „Wir wollen unsere Kultur nicht nur kommerzialisieren und verkaufen, und dabei ihre wahre Bedeutung vergessen. Unsere Kinder sind unser wertvollstes Gut und wir müssen sie miteinbeziehen in diesen Tourismus. Wir wollen die Touristen teilhaben lassen an unseren Tänzen, an unserer Musik und hoffen, dass sie auch uns was von ihrer Kultur zeigen!“ Na dann: los geht's! Doch ich muss mir wieder ins Gedächtnis rufen, dass ich selbst wohl am begeistertsten bin. Denn die Frauen werden sich morgen wieder um ihr Tagesgeschäft kümmern, und das Tourismusprojekt wird nur mit vielen weiteren Besuchen von mir und mit Hilfe von Workshops ins Rollen kommen!

Seit März 2003 arbeite ich mit der deutschen Entwicklungshilfe als Beraterin für nachhaltige Tourismusentwicklung in einem Dachverband von sieben Municipien, die eine multiethnische Bevölkerung haben (u.a. Garifunas), und ein interessantes Potenzial.

Das Land



Islas de Bahía

Honduras - wo liegt das eigentlich? In Zentralamerika - mit 112.492 qkm Fläche ist es das zweitgrößte Land Zentralamerikas, doch mit nur rund 6 Millionen Einwohnern das zweitkleinste. Im Süden verfügt das Land über 124 km Pazifik-Strand mit vulkanischem dunklem Sand, im Norden erstrecken sich 640 km hellen Strandes an der Karibikküste. Vorgela-



In der Küstenebene der Mosquitia

gert sind die Islas de Bahía Roatán und Utila: neben dem australischen Great Barrier Riff weltberühmtes Tauchparadies. Und dazwischen liegen Bergland, Trockenwälder (Honduranische Kiefer) und subtropischer Regenwald, Feuchtsavannen, Flüsse, Seen, Palm- und Bananenplantagen, denen Honduras den Beinamen „Bananenrepublik“ zu verdanken hat.

Honduras hat es nicht leicht: im Gegensatz zu Guatemala und Nicaragua, die durch ihre bewegte Geschichte auch in Europa einen Namen haben, wissen wir in Europa wenig über die von der Nationalen Partei regierte Republik der Tiefen (span. hondu = tief). Wenig rühmend ist, dass Honduras im schier übermächtigen Nachbarn USA vor allem den hart kalkulierenden Textilunternehmen etwas sagt: in honduranischen „maquilas“ (Nähfabriken) lassen sie Marken-Klamotten aller Art zu Spottpreisen zusammennähen – nur China macht Konkurrenz um die billigen Arbeitslöhne.

Starke amerikanische Präsenz

Die Präsenz der USA ist überall zu spüren: nicht nur haben sich viele „Expatriots“ aus den USA an der Karibikküste einen Zweitwohnsitz gekauft und genießen das stresslose Leben, das sie sich hier ohne Mühe leisten können. Ein Ausländer wird generell als „gringo“, eine Ausländerin als „gringa“ bezeichnet. US-amerikanische Marken (Fast Food, Sportartikel, Autos, Lebensmittel, Kosmetika, Medikamente, Haushaltswaren etc.) haben das Land fest im Griff; gebrauchte „ropa americana“ (US-amerikanische Kleidung) ist heiß begehrt: jede/r hat ein Ralf-Lauren-T-Shirt oder eine NIKE-Kappe. Und die „clase alta“, die Reichen der Stadt, unterhält sich gern mal

auf Englisch oder einem Mix aus Honduras-Spanisch und American English.

Die missliche Lage der Garifunas

Nach ihrer Ankunft auf dem Festland von Honduras vor 205 Jahren und der Landnahme des damals unbewohnten Küstengebietes kämpfen die Garifunas nun um ihre Landrechte. Sie sind die Nachfahren der im 17. Jahrhundert von den Spaniern aus Westafrika auf die Karibikinseln verschleppten Afrikaner, die sich im Laufe ihrer Odyssee durch die karibische Inselwelt mit Gruppen auf diversen Inseln mischten und sich in Honduras, Belize, Nicaragua niederließen. Und sie kämpfen um Respekt und bessere Möglichkeiten zur Bildung und Ausbildung.

Vor allem junge Garifunas wollen die ständigen (manches Mal blutig endenden) Konflikte mit den Besetzern aus anderen Gegenden des Landes (unterstützt von politisch und wirtschaftlich sehr einflussreichen) Familien hinter sich lassen: Sie wandern zum Geld verdienen und auf der Suche nach einem friedlichen Leben nach New York, Miami oder Houston aus. Denn in Honduras ist Arbeit knapp, genauso wie Möglichkeiten zur persönlichen Entwicklung und Karriere. Die Mehrheit der Garifuna lebt von der Subsistenzwirtschaft (Produktion für das tägliche Leben, keine Kommerzialisierung). Die Landwirtschaft in großem Stil wird von den Ladinos beherrscht – ganz in der spanischen Kolonialisten-Tradition.

Aufgrund der Geldsendungen für die daheim gebliebenen Familien, die die meisten ArbeitsemigrantInnen nach Honduras schicken, stellen diese Einkünfte heute den zweitwichtigsten Faktor des



Maya-Ruinenstätte Copan

honduranischen Bruttosozialproduktes dar. Die Landwirtschaft (vor allem Milchwirtschaft, Viehzucht, Zitrusfrüchte, Bananen), die Forst-, Textil-, und Tourismuswirtschaft sind fest in der Hand einiger großer Familien arabischen, jüdischen oder asiatischen Ursprungs, die kein wirkliches Interesse an einer nachhaltigen Entwicklung zum Wohle aller oder an der Armutsbekämpfung haben.

Entwicklung eines nachhaltigen lokalen Tourismus

Honduras will in der Zukunft auf Tourismus setzen. Was sucht dann die deutsche Entwicklungshilfe in diesem Bereich? Ganz einfach: Der von der Regierung geförderte Tourismus hat nichts mit einem nachhaltig lokalen, sog. „community based“ Tourismus zu tun. Man konzentriert sich auf die Akquise internationaler Investitionen. Das Augenmerk der Tourismusstrategie liegt dabei auf der westlichen Karibikküste und den Islas de Bahía. Hier ist das Karibik-Paradies nahezu perfekt: nur die blutsaugenden Sandfliegen am Strand könnten den TouristInnen das wohl noch einige wenige Jahre existierende Tauchparadies vermiesen.

In meiner Projektregion im Osten der Nordküste (bis zum Eingang zur Biosphäre Rio Plátano) soll der Tourismus

eine Einkommensalternative bieten und zur Verbesserung der Lebensbedingungen beitragen. Das klingt realistisch und durchführbar. Doch das größte Problem sind die hier lebenden Garifuna selbst. Die Männer in den abgelegenen Dörfern haben häufig mindestens drei Frauen. In den USA stecken sie sich oft mit AIDS an und infizieren bei ihren Heimatbesuchen durch ungeschützten sexuellen Kontakt ihre Partnerinnen. Das lässt die Situation eskalieren. Die infizierten Frauen und deren Kinder sind die Leidtragenden, da sie sich Medikamente oft nicht leisten können. So steigt der Bedarf nach AIDS-Waisenhäusern ständig. Ein Hoffnungsschimmer ist ein von der UN initiiertes nationales Aids-Präventionsprogramm.

Honduras, eines der ärmsten Länder, ist auf seinem Weg der „Entwicklung“ mit vielen Problemen und den offenkundigen Ungerechtigkeiten einer Klassengesellschaft unter amerikanischem Einfluss konfrontiert. Dazu kommen das geringe Bildungsniveau und die folglich hohe Kriminalitätsrate. Die internationalen Verträge im Rahmen des Freihandelsabkommens mit den USA (FreeTrade Agreement, Tratado de Libre Comercio TLC) und des Plan Puebla Panama (US-Erschließungsplan für Zentralamerika) werden die Kluft in der honduranischen Gesellschaft nur noch weiter aufklaffen lassen.

Doch besteht Hoffnung, durch Unterstützung von Basisorganisationen Demokratie zu fördern, öffentliche Aufgaben zu dezentralisieren, das Bildungsniveau zu heben und den Menschen ein sicheres und angenehmes Leben zu ermöglichen. Unabdingbar dafür sind der Wille der Regierung zur Verantwortungsübernahme, wirtschaftliche Selbständigkeit, und eine gerechte Verteilung des wirtschaftlichen Ertrags.

Gringo/a: Kurzform von „green go!“: damit sollen die Honduraner nach dem Contra-Krieg in Nicaragua die in Honduras stationierten US-amerikanischen Soldaten verabschiedet haben.

Informationen im Internet unter:

- Vereinte Nationen:
www.undp.org
- Rotes Kreuz Honduras:
www.cruzroja.org
- Amnesty International:
www.amnestyinternational.org
- Foodfirst Information Action Net-work:
www.fian.org
- Informationsstelle Lateinamerika:
www.ila-web.de
- The Nature Conservancy:
www.tnc.org
www.nature.org
www.uicn.org
- RARE Center:
www.rarecenter.org
- Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung:
www.bmz.de
- Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit:
www.gtz.de
- Deutscher Entwicklungsdienst ded:
www.ded.de
- Honduranisches Tourismusinstitut:
www.letsgehonduras.com
- Tourismus Nordküste Honduras:
www.ecotourshonduras.com
www.holaceibita.com
- Garifuna-Websites:
www.garifuna.com
www.garinet.com

Fragen bitte an Julia Schönhärl über:
costagarifuna@honduras.com.

Impressum

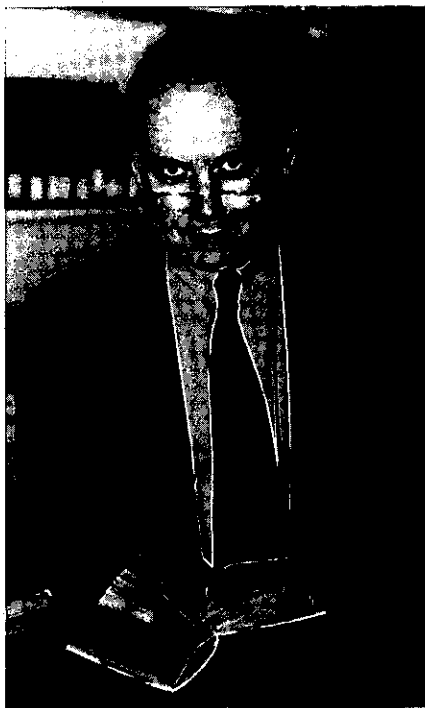
Mitwirkende in alphanumerischer Reihenfolge:

Druckerei Bode Freising (Druck) / Markus Franke (Layout) / Sigrid Groneberg (Titelbild) / Andreas Hofmann (Anzeigen) / Manfred Musiol (Chefredakteur) / blubbfish image & art · werbeagentur und galerie · Peter Wöhr (Reinzeichnung)

Anschrift: Freunde des Dom-Gymnasiums Freising e. V., Domberg 3-5, 85354 Freising

„Auf den Flügeln des Dampfrosses“

Joachim Sigharts ‚Eisenbahnbüchlein‘ von 1859



Prof. Dr. Günter Hess, Abiturjahrgang 1959, hatte bis 2000 an der Universität Würzburg den Lehrstuhl für Neuere deutsche Literatur inne.

Der Zug nach München und die Veränderung von Raum und Zeit um 1850

Dass der Zug nach München das Beste an Freising sei, ist noch während meiner Schülerjahre auf dem Domberg ein frivoles und (der alten Bischofsstadt gegenüber) ziemlich undankbares Bonmot gewesen. Freising war vor fünfzig Jahren noch unangefochten die Geistliche Stadt, wie Wilhelm Heinrich Riehl, Josef Hofmiller und Benno Hubensteiner sie beschrieben hatten, ein katholisches Bollwerk und Reservat der altbayerischen Provinz, resistent gegenüber den Exzessen des Wirtschaftswunders wie den Sünden der Großstadt, die allenfalls hinter den Scheiben des Dom-Cafés zu ahnen waren, in das sich gelegentlich ahnungslose Wallfahrer verirrt.

Der Zug nach München war damals noch nicht einmal hundert Jahre alt. 1858 fuhr mit der Eröffnung der ‚Ostbahn‘ von München nach Landshut erstmals eine Dampflokomotive am Fuß des Dombergs vorbei, nachdem 23 Jahre zuvor die ‚Ludwigsbahn‘ zwischen Nürnberg und Fürth im Dezember 1835 die Epoche der Eisenbahn in Deutschland begründet

hatte. Damit war in der Geschichte des Reisens eine geradezu revolutionäre Ära angebrochen, denn die rasante Beschleunigung der Fortbewegung hat um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Wahrnehmung von Raum und Zeit fundamental verändert. Die Literatur ist ein Spiegel dieser Veränderung, mit der ein kritischer Geist wie Heinrich Heine um 1855 das Ende der Poesie kommen sah, auf jeden Fall aber den endgültigen Abschied von der Romantik:

Die Zeit ist vorbei, es gehörte dazu die idyllische Ruhe, Deutschland ist fortgerissen in die Bewegung – der Gedanke ist nicht mehr uneigennützig, in seine abstrakte Welt stürzt die rohe Tatsache. – Der Dampfwagen der Eisenbahn gibt uns eine zitrige Gemüterschütterung, wobei kein Lied aufgehen kann, der Kohlendampf verscheucht die Sangesvögel und der Gasbeleuchtungsgestank verdirbt die duftige Mondnacht.

Dass nach dem offensichtlichen Ende der Weimarer Klassik diese technische Revolution völlig neue Formen der Poesie begründen könnte, hat Rudolf von Gottschall in seiner ‚Poetik‘, die 1858 zum ersten Mal erscheint, als mögliche Perspektive formuliert:

Die industrielle Entwicklung der Neuzeit, der praktische Zug unserer Kultur scheint jene stille Ideenwelt zerstört zu haben, in welcher die Denker und Dichter von Weimar lebten! Man drängt die Poesie auf den Markt der öffentlichen Interessen, und nachdem sie eine Zeit lang den politischen und religiösen Tendenzen gedient hat, soll sie jetzt der Prosa des Lebens, [...] dem Fabrikwesen, dem Handel und den Gewerben dienstbar werden. Auch diese Seite unserer Kultur hat ihre Idealität – wir erinnern uns daran, wie Grün, Beck und Geibel dem Dampf und den Eisenbahnen ihr poetisches Element abgelauscht haben!

„Jetzt pfeift der Dampf und lässt im Sturm und reisen; Verwandelt war die Zeit und wir mit ihr“, dichtete Emanuel Geibel (TEMPORA MUTANTUR) 1864, nachdem ihn König Max II. nach München geholt hatte.

So hat wohl auch Joachim Sighart, „königlicher Lycealprofessor zu Freising“, auf dem Domberg das Räderrasseln und den schrillen Pfiff der neuen Eisenbahn in seiner stillen Studierstube vernommen,

ähnlich wie Adolf Stahr, der 1852 in seinem Tagebuch ‚Weimar und Jena‘ die neuen Geräusche im „Thal von Weimar“ registriert und die „Wohlthat des großen Zeit- und Raumbezwingers“ in seiner weltoffenen Einsamkeit rühmt:

Selbst der schrille Pfiff der Eisenbahn, dieses modernen Perpetuum mobile's, tönt nur gedämpft herüber [...]; aber er schreckt uns nicht aus unserm Denken und stört uns nicht in unserm Hinträumen. Er kündigt eben nur an, daß da draußen die Welt rastlos weiter und weiter jagt.

Professor Sighart hat auf dem Freisinger Domberg die Signale der neuen Zeit erkannt. Er muss schon kurz nach Eröffnung der Ostbahn zur Feder gegriffen haben, denn bereits 1859 erscheint im Verlag der Krüll'schen Universitäts-Buchhandlung in Landshut sein „Eisenbahnbüchlein“, das die soeben eingeweihte Bahnstrecke „Von München nach Landshut“ mit zahlreichen Geschichten und Anekdoten aus der Perspektive des Historikers und Kunsthistorikers beschreibt:

V o n

München nach Landshut.

Ein Eisenbahnbüchlein

von

Dr. J. Sighart.

Landshut 1859.

Verlag der Krüll'schen Universitäts-Buchhandlung.

Und von J. B. Neidig.

Den Reisenden, welche auf den Flügeln des Dampfrosses die große Isar-Ebene und damit das bedeutendste Stück Altbayerns durchziehen, bieten wir uns als freundlichen Führer an, um ihnen von Land und Leuten ein Miniaturbild zu verschaffen.

II

Beschleunigung der Wahrnehmung und „Reise-Lecture“ Das Eisenbahnbüchlein als neue literarische Publikationsform

Reisehandbücher und Reiseführer waren mit der neuen Verkehrstechnik nicht neu zu erfinden, sie hatten um die Mitte des 19. Jahrhunderts längst ihre Geschichte gehabt. Mit dem fortschreitenden Ausbau der Eisenbahnstrecken und Dampferlinien entwickelte sich indessen eine neue Generation von Reisehandbüchern, die nach 1850 den Typ der mit Stahlstichen illustrierten Wanderbüchern ablösten, wie sie um 1840 der Verlag Georg Wigand in Leipzig mit prominenten Autoren für die Reihe ‚Das malerische und romantische Deutschland‘ herausgebracht hatte. Nach dem Abschied von der Romantik und dem pittoresken Blick aus der Postkutsche auf die langsam vorübergleitenden Landschaftsbilder waren ganz andere Informationen gefragt: Fahrpläne, Beförderungstarife, Hoteladressen. Der sensationelle Aufstieg und Erfolg des ‚Baedeker‘ nach dem Vorbild der englischen Red Books ist mit dieser Revolution des Reisens um 1850 zu erklären und auch andere Verlage traten auf diesem neuen Buchmarkt als Konkurrenten auf.

Bereits das Titelbild von ‚Brockhaus‘ Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe‘ verbindet in den fünfziger Jahren plakativ die ‚malerische‘ Ansichten der burgenbekrönten Rheinlandschaft mit den pittoresken Effekten der modernen technischen Verkehrsmittel, indem der im Stil der romantischen Dome gewölbte Bogen der Eisenbahnbrücke den durch die Rauchfahne des Raddampfers verunklärten ‚romantischen‘ Blick einrahmt. Der ‚Prospect‘ zu dieser Illustration empfiehlt dem ‚deutschen Publicum‘ für die durch die neue Geschwindigkeit des Reisens gewonnene Zeit die ‚interessanteste Reise-Lecture‘ der besten deutschen Schriftsteller.

Eisenbahnen und Dampfschiffe haben auf das Leben der Völker den unermeßlichsten Einfluß geübt und üben ihn fortwährend in immer gesteigertem Grade. Der Verkehr hat sich zur staunenswerthen, früher kaum geahnter Höhe entwickelt. Jedermann reist jetzt zehn mal häufiger und weiter als sonst. Die Zeit hat dadurch erhöhten Werth erhalten: sie ist um so kostbarer geworden, je mehr sich in ihr erreichen läßt. Und doch, während bei der jetzigen Art zu reisen soviel Zeit erspart und gewonnen wird, geht gerade dabei wiederum viel Zeit verloren! Auf den frühern langsamern und gemüthlichern Reisen wollte und konnte man vor

Beginn derselben an alles sich Darbietende ruhig genießen. Jetzt eilt man oft hunderte von Meilen durch wenig interessante oder oft gesehene Gegenden, um erst dann eine genußreiche Reise zu beginnen. Früher unterhielt sich die Reisegesellschaft viel mit einander, man schloß sich bald näher an seine Mitreisenden an. Jetzt ist ein längeres Gespräch auf der Eisenbahn bei dem Rasseln der Wagen fast unmöglich. Und wenn wir uns dann stumm gegenüber sitzen, wenn die Reisegesellschaft uns nicht anregt, wenn schlechtes Wetter uns stundenlang in die Kajüte eines Dampfschiffes verbannt, werden wir dann nicht von tödtlicher Langeweile geplagt, von Aerger erfüllt über den Verlust der kostbaren Zeit? Aber es gibt ein Mittel gegen diese ‚kleinen Leiden‘ des menschlichen Lebens und Reisens, die uns oft den ganzen Reisegeuß verleiden, und dies ist: interessante Reise-Lecture.

Der ‚Prospect‘ von Brockhaus aus dem Jahre 1856 wendet sich wie Joachim Sigharts ‚Eisenbahnbüchlein‘ von 1859 an den „gebildeten Reisenden“, wobei das Paradox von gewonnener und verllorener Zeit, von Tempo, Langeweile und Leere besonders auffällt. Auch Berthold Auerbach, der 1857, im Todesjahr des Freiherrn von Eichendorff, im Auftrag des Cotta’schen ‚Morgenblattes‘ als Berichterstatter zur Einweihung des berühmten Doppelstandbildes von Goethe und Schiller nach Weimar fährt, zeigt sich auf der Eisenbahnreise irritiert, „weil die Gegenstände so schnell vorbeisausen, dass unser Denken sie nicht fassen kann, und doch in der flüchtigen Berührung mit der Außenwelt die stille innere Sammlung so schwer möglich ist“.

Mit einer gewissen Genugtuung weist er indessen trotz der verstörenden Beschleunigung von Raum und Zeit auf den Versuch hin, für diese neue Erfahrung und Phänomene auch eine neue Symbolik und Mythologie zu gestalten:

So hat man z.B. in Bayern allerdings ein Symbol für die moderne Erscheinung der Eisenbahn geschaffen, das glücklich gewählt ist: ein Rad mit zwei Flügeln, aber noch ist es nicht allgemein gang und gäbe, und es fragt sich, ob es die Zeit adoptiren wird.

„Der modernen Welt“, so hatte er zuvor resignierend als These formuliert, „die alle Lebenserscheinungen als Begriff und Gesetz zu fassen gewohnt ist, fehlt die mythenbildende und die symbolbildende Kraft“. Das naturwissenschaftliche Denken schien mit der rasanten Expansion der Technik, die Raum und Zeit auf eine so schockierende Weise schrumpfen

ließ, den Deutungshorizont des alten *Mundus symbolicus* endgültig in einem Vakuum ohne sinnstiftende Bilder versinken zu lassen. Gegen diese Leere erfindet das späte 19. Jahrhundert das Emblem des Flügelrades oder die neuen Allegorien von Dampfkraft und ‚Electricität‘, welche die neuen unheimlichen Erfindungen und Energien nach dem Vorbild vertrauter Bildtraditionen zu bannen versuchen.

Nach 1850 ist eine entscheidende Schnittstelle in der Geschichte des Zeitgefühls zu registrieren, auch wenn eine spätromantische Nostalgie noch bis zur Jahrhundertwende gegen die Welt der Technik und der Maschinen behauptet und bewahrt wird. Der Riss geht durch die Generationen. Heinrich Heine, der 1856 starb, hat bewusst gemacht, dass die „Märchen aus alten Zeiten“ mit den „wundersamen gewaltigen Melodeien“ verklungen waren, und mir dem Tod des Freiherrn von Eichendorff 1857 schien der Abschied von der Romantik endgültig besiegelt.

III

Der Freiherr von Eichendorff fährt auf der Eisenbahn

Wie verstörend sich die Wahrnehmung von Raum und Zeit verändert hatte, ist in einem autobiographischen Fragment des alten Freiherrn von Eichendorff nachzulesen, der wenige Jahre vor dem Druck von Joachim Sigharts Eisenbahnbüchlein auf Reisen ging:

An einem schönen warmen Herbstmorgen kam ich auf der Eisenbahn vom andern Ende Deutschlands mit einer Vehemenz daher gefahren, als käme es bei Lebensstrafe darauf an, dem Reisen, das doch mein alleiniger Zweck war, auf das allerschleunigste ein Ende zu machen. Diese Dampffahrten rütteln die Welt, die eigentlich nur noch aus Bahnhöfen besteht, unermüdlich durcheinander wie ein Kaleidoskop, wo die vorüberjagenden Landschaften, ehe man noch irgend eine Physiognomie gefaßt, immer neue Gesichter schneiden, der fliegende Salon immer andere Sozietäten bildet, bevor man die alten recht überwunden.

Und wie sich das „landschaftliche Auge“ durch den Flug der wechselnden Landschaftsbilder auf ganz neue Sehweisen einzustellen hatte, so wandelte sich der Rhythmus und Zeittakt des Reisens im Netz der Fahrpläne wie unter dem Diktat der Uhren. Die Zeitmessung bekam in diesem Prozess der Beschleunigung eine ganz neue Qualität. Der Reisende, unbehaglich in seinem fliegenden Salon, „europamüde vor Lan-

gerweile“, bleibt auf der nächsten Station zurück, um inmitten dieser rastlosen Welt der Geschwindigkeit ausgerechnet einen Einsiedler auf einer einsamen Ruine im Wald heimzusuchen. Dieser Einsiedler, ein „impertinenter Rückschritt“ in dieser Zeit der technischen Revolutionen, ist als Relikt einer längst vergessenen und obsolet gewordenen Romantik auch kaum zu finden:

In den Bahnhöfen ist eine so große Eilfertigkeit, daß man vor lauter Eile mit nichts fertig werden kann. Die Leute wußten genau, in welcher Stunde und Minute ich in Paris, oder Triest oder Königsberg, wohin ich nicht wollte, sein könnte, über Zugang und Entfernung des geheimnisvollen Waldes aber, wohin ich eben wollte, konnte ich nichts Gewisses erfahren.

Für die Mitreisenden ist dieser Einsiedler in einer Welt ruheloser Bewegung ohnehin nur die Karikatur einer vom „Flügelrad der Zeit“ überholten und überrollten Epoche: „Das sei ohne Zweifel der letzte Romantiker, der sich vor dem Fortschritt der wachsenden Bildung in den mittelalterlichen Urwald geflüchtet.“

Dabei geht es dem reisenden späten Romantiker ja um nichts anderes als die Stillstellung der Zeit, deren Ruhe im rastlosen ‚Vorüber‘ nur noch als Traum von einer heilen Vergangenheit ‚erfahrbar‘ wird. „Vorüber!“ ist auch Emanuel Geibels Gedicht überschrieben, das so beginnt:

*Das Dampfross schnaubt entlang der Halde,
Da, plötzlich öffnet sich das Thal,
Und ferne dämmert über'm Walde
Ein Schloss empor im Abendstrahl.
Mit Thurm und Erkern seh' ich's ragen,
Es naht, es grüßt, es flieht vorbei; -
Mir aber träumt von alten Tagen,
Von einem schönen Monat Mai.*

Im reißenden Fluss der Zeit aber wird die Langeweile nicht abgetötet, sie breitet sich vielmehr in den durch das rasante Tempo gewonnenen Stunden zu neuer langer Weile lähmend aus. Und so erscheint „Langeweile“ geradezu als Modethema der Diskussion über die so rapid verwandelte ‚Erfahrung‘ von Zeit und Raum. Auch Professor Joachim Sighart wird auf den ersten Seiten seines Eisenbahnbüchleins zwischen München und Freising dieses Modethema ins Spiel bringen.

IV

Professor Sighart wid auf dem Freisinger Domberg zum „Vater der Bayerischen Kunstgeschichte“

Wer war dieser Professor Joachim Sighart? Da meine Familie seit 1956 auf dem Lankesberg in der Straße wohnte, die seinen Namen trug, hatte ich Anlass genug, während meiner letzten drei Jahre am Dom-Gymnasium etwas über ihn zu erfahren. Joachim Maria Sighart wurde am 16. Januar 1824 in Altötting geboren und starb ein Jahr nach seiner Berufung zum Domkapitular 1867 in München. Er hat in der kurzen Spanne seines Lebens viel bewegt und war seit 1863 sogar Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Nach dem Studium der Theologie und Philosophie an der Münchener Universität und der Priesterweihe (1846) wurde der junge Doktor der Theologie 1847 Repetitor am Klerikalseminar zu Freising. In der wissenschaftlichen Beilage zum „Jahres-Bericht über das königl. Lyceum, Gymnasium und die lateinische Schule zu Freising im Studienjahre 1850/51. [...] Bekannt gemacht am Tage des feierlichen Jahres-Schlusses den 23. August 1851“ firmiert Dr. Joachim Sighart bereits als „k. Lyceal=Professor zu Freising“. Sighart, der 1850 zum Professor für Philosophie auf dem Domberg ernannt worden war und dort auch Vorlesungen zur Kunstgeschichte hielt, stellt in diesem „Programme“ (so nannte man damals die wissenschaftlichen Beiträge zu Jahresberichten) gewissermaßen das Thema seines Lebens vor: „Der Dom zu Freising. Eine kunsthistorische Skizze“. Die Ausführung dieser Skizze hat Sighart ein Jahr später in seiner Monographie über den Dom (Lands-hut 1852) vorgelegt, die erstmals die Baugeschichte in allen Epochen der Kunstgeschichte darzustellen sucht. Schon in der Skizze von 1851 zeigt sich der junge Theologe von der Begeisterung der Befreiungskriege getragen, beflügelt vom Geist des Mittelalters und den Denkmälern „nationaler Größe“:

Als durch ein Fegefeuer der großen Kriege am Anfang dieses Jahrhunderts Deutschland hindurchgegangen, schien der Himmel eines neuen Lebens auf allen Gebieten sich ihm zu eröffnen.

Sigharts nationale Begeisterung für die Werke der mittelalterlichen Kunst steht, wie er selbst ausdrücklich betont, in der Tradition von Friedrich Schlegel, Görres, Schenkendorf, Boisseré und Goethe und sie verbindet sich mit jenem bayerischen Patriotismus, der unter König Max II. vor allem die Literatur- und Kunstdenkmale der ‚altdeutschen‘ Zeit gegen allen ‚wel-schen Tand‘ verehrte - und rekonstruierte.

Bilder des Geistes

in
Kunst und Natur.

zweites Bändchen.

Geschildert

auf einer Reise an den Rhein

im Jahre 1847

von

Dr. Martin Deutinger.

Augsburg, 1849.

Verlag der B. Schmid'schen Buchhandlung.
(B. G. Arnst.)

Besonders zogen wieder jene wunderbaren Dome die Augen auf sich, die deutsche Kunst einst geschaffen und die als treuestes Bild altdeutschen Wesens, ja des deutschen Reiches selbst betrachtet werden können. Drum ward von nun an die Erforschung dieser Dome, ihrer Kunstwerke, ihrer Herrlichkeit und Geschichte, Lieblingsgegenstand der Zeit.

So ist es auch nicht verwunderlich, dass man in dieser Epoche des Historismus die Portale der Eisenbahntunnel wie mittelalterliche Burgen mit Zinnen bekrönte, kleine Bahnstationen „im Rundbogenstyl“ errichtete und die großen Bahnhöfe der Metropolen wie gotische Kathedralen plante.

Das Hauptwerk Sigharts, der sich auch für die Regotisierung der Münchner Frauenkirche einsetzte, bleibt seine ‚Geschichte der Bildenden Künste im Königreich Bayern von den Anfängen bis zur Gegenwart. Herausgegeben auf Veranlassung und mit Unterstützung Seiner Majestät des Königs von Bayern Maximilian II.‘ (München 1863). Mit dieser Pionierarbeit kunsthistorischer Forschung ist der Professor der Philosophie am königlichen Lyceum in Freising zum „Vater der Bayerischen Kunstgeschichte“ geworden. Auf dem Freisinger Domberg aber hat er sich ein anderes Denkmal errichtet, das noch heute zu bewundern ist: Als ich in den vierziger Jahren die ‚Seminarübungsschule‘ hinter dem Dom besuchte, das Trainingsareal der damaligen Lehrerbildungsanstalt, erzählte man sich von großen Schätzen, die in einem der Domtürme gelagert seien. Tatsächlich waren während des Zweiten Weltkriegs im südlichen Domturm kostbare Kunstschätze geborgen worden, zu denen

auch der Grundstock der privaten Kunstsammlung gehörte, mit der Joachim Sighart 1857 als Schenkung an das Priesterseminar das „Diözesanmuseum für christliche Kunst“ begründete. Der berühmte und vielgelesene Wilhelm Heinrich Riehl hat 1866 im großen Essay über ‚Eine geistliche Stadt‘, der später in sein Wanderbuch aufgenommen wurde, dem Kollegen in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ein Gedenkblatt gewidmet: Sighart zähle zu den Männern, „welche unersetzliche Kunstaltertümer aus der Sturmflut der Säkularisation retteten“.

[...] er hat nicht wenige verschüttete Kunstaltertümer Freising's wieder ans Licht gezogen und geordnet, anderes vor Zerstörung bewahrt. Ohne das treue Walten solcher Kunst- und Geschichtsfreunde vom Domberg würde Freising gewiß nicht entfernt mehr jenes charaktervolle Bild der alten geistlichen Stadt bieten, wodurch es jetzt den Gebildeten fesselt. Denn auch hier wühlen Leute genug, die [...] nicht eher ruhen wollten, als bis sie alles so platt gemacht hätten wie ihre eigenen Schädel.

Ohnehin war für Riehl das neue Freising diesseits des Dombergs nur eine Verschandelung der alten Geistlichen Stadt. Den Leser von heute freilich irritiert mehr der rigide Konfessionalismus als der Abscheu vor Eisenbahn und Bahnhof:

Ich sagte, das alte Freising liegt hinter dem Domberge buchstäblich und bildlich. Jenseits des Münchener Tores ist nun aber auch ein ganz neues Freising vor den Domberg gerückt. Drei Gebäude ragen dort jetzt unter anderen charakteristisch hervor: der Eisenbahnhof, eine Fabrik mit hohem Schornstein und die protestantische Kirche. Das sieht dem alten Freising wahrlich nicht mehr gleich: Weltverkehr, Fabrikindustrie und eine protestantische Gemeinde!

V

Professor Sighart verteidigt die langweilige „schiefe Ebene“ und nimmt einen Umweg über Schleißheim

Trotz seines kurzen Lebens war Joachim Sighart ein weitgereister Mann und gelegentlich sind auch in seinem Eisenbahnbüchlein Erinnerungen an Kunstwerke und Bilder zu finden, die ihm auf seinen Reisen nach Köln, Berlin und Dresden, nach Wien, Paris und Prag, nach Mailand, Rom, Neapel und Venedig begegnet sind. Das mindert keineswegs seine Begeisterung darüber, dass die neue Bahnlinie „das bedeutendste Stück Altbayerns“ durchzieht, das er dem Reisenden als Cicerone vor Augen stellt.

Wir bitten aber vor Allem Diejenigen, welche diesen Weg zu machen gedenken von Bayerns kunstumkränzter Residenzstadt nach der alten Bischofsstadt Freising oder nach dem kirchenprächtigen Landshut, allen Vorurtheilen zu entsagen und sich durch den Popanz übler Gerüchte nicht erschrecken zu lassen. Denn die Gegend, welche sich hier vor unseren Augen entfaltet, besonders die erste Hälfte des Weges, steht in doppelter Hinsicht in gar üblem Rufe, sie gehört zu den bestverläumdeten in Europa.

Es ist die „eintönige schiefe Fläche“ des Urmooses, die gleich zur Beginn der Reise das Modethema der „Langeweile“ zur Diskussion stellt, und Professor Sighart bietet gegenüber dem Vorwurf der „Langweiligkeit“ der Gegend seinen Leipziger Kollegen Erdmann auf, der im aktuellen Diskurs über die Langeweile eine These entwickelt hatte, die Langeweile als Zeichen der Halbbildung diagnostiziert:

Seit Professor Erdmann in Halle seine höchst scharfsinnige Musterabhandlung über die Langeweile geschrieben, ist es für den eigenen guten Ruf sehr bedenklich, sich noch irgendwo über Langeweile zu beklagen. Denn er hat den unwiderleglichen Beweis geliefert, daß nur der Halbgebildete Langeweile fühlen könne, dagegen der Ganzgebildete und Ungebildete niemals. [...] Daher ist die Langeweile auch vom Himmel, dem Orte der höchsten Erleuchtung und Liebe, ausgeschlossen, wogegen der Halbgebildete, der Blasirte sich bald überall ennyirt findet, weil er Alles gering schätzt, weil er Alles schon zu kennen, zu wissen glaubt, während ihm doch nur die Oberfläche der Dinge bekannt ist.

So philosophisch-theologisch fundiert ist zuvor wohl noch keine langweilige schiefe Hochebene verteidigt worden, und Joachim Sigharts Vorgänger auf der Freisinger Dozentur für Philosophie, Dr. Martin Deutinger (1815–1864), hätte in seiner Beschreibung „einer Reise an den Rhein im Jahre 1847“ wohl ein wenig vorsichtiger über Eisenbahn und Langeweile geschrieben, wären ihm die Reflexionen von Johann Eduard Erdmann in seinem Berliner Vortrag ‚Ueber die Langeweile‘ (1852) schon bekannt gewesen.

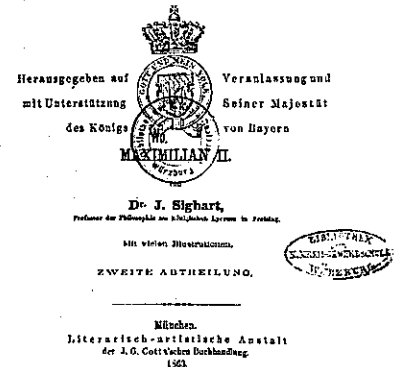
Von Heidelberg nach Mannheim kann man glücklicher Weise mit der Eisenbahn fahren, welche doch wenigstens das Gute hat, daß man über öde und langweilige Partien schnell wegkommt, Mannheim trägt den gleichen Charakter der höchsten Langweiligkeit.

Dagegen sorgt die neue Bahnlinie, wel-

Geschichte der Bildenden Künste

im Königreich Bayern

von den Anfängen bis zur Gegenwart.



che von München durch „die langen Haiden und gewaltigen Moose“ über die „schiefe Fläche“ nach Freising führt, für unerwartete Überraschung, da sie sich nicht nach Norden, sondern zunächst nach Westen wendet:

Und zwar hat die neue Schienenbahn anfangs sich nicht an die alten Pfade angeschlossen, die an den beiden Ufern der Isar über Ismaning und Garching nach Freising führen, sondern vom Westen der Stadt ausgehend, zieht sie in einer sanften Bogenlinie auf neugebahntem Wege sich gegen Schleißheim und Freising hin. Obgleich durch diese Wahl die Wegstrecke verlängert wird, so ist sie doch in Bezug auf Verkehr und Interesse der Gegend als Gewinn zu betrachten. [...] Während das Dampfroß hineinläuft längs der weiten Fläche des Marsfeldes, erblicken wir stets in einiger Entfernung das kgl. Lustschloß Nymphenburg.

Und so folgt nun der Kunsthistoriker Sighart dem Verlauf der Bahnstrecke, als würde der Reisende an jeder Bahnstation aussteigen, um Bauwerke, Gemälde und historische Erinnerungen zu betrachten: „Genrestückchen aus der Roccocozeit“ in Dachau, das reiche rauschende Leben in Schleißheim, „Hetzjagden, Lustlager, Gondelfahrten, Schauspiele“ und das Bild der Churfürstin Amalie „in Jagden bis an die Kniee im Moraste ... in grüner Mannskleidung mit einer kleinen weißen Perrücke“.

Neben solchen eher bizarren Episoden und Anekdoten gelingen Sighart indes auch so eindrucksvolle Schilderungen wie die Beschreibung der Kreuzigung von Tintoretto in der Schlosskapelle von Schleißheim mit der Erinnerung an Venedig. Das Eisenbahnbüchlein führt

den Reisenden aber auch in die kleinen Pfarrdörfer und ihre Kirchen, bis schließlich der Berg von Weißenstephan mit seiner „herrlichen Aussicht“ in der Ebene auftaucht. „So sind wir vor Freising's Mauern gelangt. [...] hier ist fast jeder Zoll Bodens, jeder Stein historisch!“

VI

Der Vater der Bayerischen Kunstgeschichte reist zurück ins Mittelalter und verdammt die Brüder Asam

Freising bildet nicht nur den Mittelpunkt der neuen Eisenbahnstrecke zwischen München und Landshut, es steht mit sei-



nen Kunstdenkmälern auch im Zentrum des Eisenbahnbüchleins. Dabei scheint mir vor allem eine Beobachtung von Bedeutung zu sein: So sehr sich durch die Eisenbahn die Wahrnehmung von Raum und Zeit verändert hatte, so sehr war mit der nationalen Euphorie und der Mittelalterbegeisterung nach den Befreiungskriegen der Kunstgeschmack einem fundamentalen Wandel unterworfen.

Professor Sighart geht über den Domberg „mit den Augen des Mittelalters“: In der Bestiensäule der Krypta sieht er den Drachentöter der Sigurdsage. „Wie der gleichzeitige Sänger des Nibelungenliedes jene nordische Sage in sein Gedicht verwebt, so hat der Bildhauer sie hier in Stein ausgeführt.“

Verschwiegen wird die Ausstattung des 17. Jahrhunderts, von den Brüdern Asam ist nicht die Rede, nur von der „Entstehung“ im frühen 18. Jahrhundert:

Leider hat im Jahre 1723 zur Feier des tausendjährigen Jubiläums eine völlige Verzopfung des ganzen Innern der Kirche stattgefunden mit einem Aufwande von nahezu 90 000 Gulden. [...] Reste von al-

ten Malereien (14. Jahrhundert) lassen ahnen die Herrlichkeit unseres alten Domes, während er jetzt nur mit Faustmalereien ... des A. Asam und mit sinnlosen Salonsschnörkel überzogen ist.

Zur Verunstaltung des Domes im 17. Jahrhundert gehörte, wie in Sigharts Programmschrift von 1851 nachzulesen ist, sogar das Hochaltarbild von Rubens:

Man betrachtete dieß Bild früher als die Königin der Gemälde des Rubens, mit Recht nennt es aber Kugler ein Gebilde der bereits ausschweifenden Phantasie jenes Malers, der es nicht mehr um großartige Anordnung, sondern wesentlich um wilde Knäuel nackter, schwülstig gebildeter Körper zu thun ist.

Immerhin hatte Professor Sighart als Motto seiner „kunsthistorischen Skizze“ von 1851 ein Zitat aus Geibels Juniusliedern gewählt, das sein eigenes epigonales Urteil als Kunstrichter relativiert:

*Die groß geschaut und groß gebaut,
die schlummern in den Särgen,
Auf ihren Gräbern kriechen wir als ein
Geschlecht von Zwergen,
Nichts blieb uns als die schlimme Kunst,
zu zweifeln und zu richten,
Und wenn sich ein Gigant erhebt,
so ist er's im Vernichten!*

Der „Schlendrian“ der Asam war für Joachim Sighart das größte Ärgernis: „Über den Kunstwerth jener Malereien und Skulpturen zu reden, wäre überflüssig, sie tragen ganz das ... Gepräge der Zeit an sich, Überladung, Unnatur, Maniertheit.“

Sighart hätte am liebsten den ganzen Dom romanisiert, und nach seinem Tod hat man auch begonnen, den Stuck der äußeren Seitenschiffe abzuschlagen, die Sakramentskapelle der Asam im nördlichen Seitenschiff abzubrechen und an deren Stelle eine neuromanische Apsis zu gestalten. Wäre solche ‚Renovierung‘ nach Sigharts Geschmack konsequent weiter verfolgt worden, könnte sich die Denkmalpflege heute die geplante Generalrenovierung der Ausstattung von 1724 sparen. Aber ein Meisterwerk der Raumdekoration des 18. Jahrhunderts wäre für immer verloren.

Doch die Fahrt geht weiter:

Kaum haben wir das schnaubende Dampfroß wieder bestiegen und im Vorübergehen den Domberg nochmal betrachtet, mit seinen stattlichen Bauten, mit der Residenz, dem Studiengebäude, dem Dome, mit seinen gewaltigen Thürmen [...] gelangen wir schon zu einer

freundlich aussehenden Ortschaft. Es ist nur eine Vorhalle oder ein Anhängsel von Freising, es ist Neustift (Novacella).

Auch hier schlägt der unerbittliche Kunstrichter noch einmal zu:

Die Liebe zum Zopfe war bereits entwichen, zu etwas Besserem, Neuen fehlte noch die Kraft und Verständniß, und so bekam man ganz kahle, nichtssagende, weltlichbequeme Bauten, statt bedeutsame, erhebende, kirchliche Werke.

Für Ignaz Günther und Johann Baptist Zimmermann blieb das ‚mittelalterliche Auge‘ des Reisenden auf dem Dampfross blind.

VII

Epilog

Trotz der zeitbedingten blinden Flecke des „leiblichen“ wie des „geistigen Auges“ bleibt Joachim Sigharts Eisenbahnbüchlein ein spannendes historisches Dokument, in dem sich gravierende Veränderungen der Wahrnehmung wie der rigorose Kunstgeschmack des Historismus mit seiner Verachtung von Barock und Rokoko spiegeln. So soll der Reiseführer auf der Eisenbahn auch das letzte Wort haben, nachdem er sich an der mittelalterlichen Kunst Landshuts, einer „der kostbarsten Perlen in der Krone bayerischer Städte“, noch einmal berauschen konnte:

So haben wir unsere Aufgabe erfüllt, den Reisenden auf seiner Fahrt längs der Isar zu begleiten und auf alles das Interesse Anspruch Nehmende hinzuweisen, das uns auf diesem Wege begegnet. Freilich konnte das Meiste nur wie im Fluge berührt werden, da die Gränzen des Raumes gesteckt waren. Wie das Auge des Leibes auf den Objekten während der Schienenfahrt nur kurz ruhen kann, konnte auch unser geistiges Auge der Betrachtung und die Rede nur einige Augenblicke bei den Dingen verweilen, die sich uns darbieten. Das eignet sich aber vielleicht für ein Eisenbahnbüchlein. [...] Möchte es mir geglückt sein, durch meine Unterhaltung nicht selbst Langeweile erzeugt zu haben, nachdem ich beim Auszuge sie so heftig bekämpft und als eine Unmöglichkeit für meine Reisegesellschaft geschildert habe! –

Literaturhinweise

- **Joachim Sighart:** Von München nach Landshut. Ein Eisenbahnbüchlein. Landshut 1859.

Der Dom zu Freising. Eine kunsthistorische Skizze. In: Jahres-Bericht über das königl. Lyceum, Gymnasium und die lateinische Schule zu Freising im Studienjahre 1850/51. Freising 1851.

Geschichte der Bildenden Künste im Königreich Bayern von den Anfängen bis zur Gegenwart. München 1863.

- **Martin Deutinger:** Bilder des Geistes in Kunst und Natur. Zweites Bändchen. Gezeichnet auf einer Reise an den Rhein im Jahre 1847. Augsburg 1849.

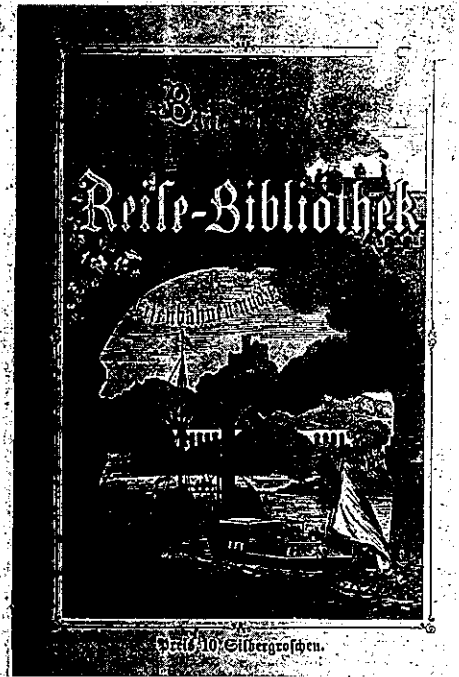
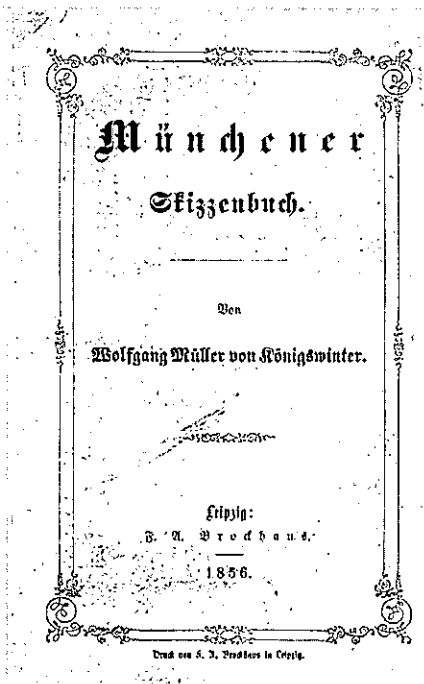
- **Johann Eduard Erdmann:** Ueber die Langeweile. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein Berlin. Berlin 1863.

- **Wolfgang Müller von Königswinter:** Münchener Skizzenbuch. Leipzig: F.A. Brockhaus 1856 [Enthält den Prospect von Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe].

- **Adolf Stahr:** Weimar und Jena. Ein Tagebuch. 2 Bände. Oldenburg 1852.

- **Wilhelm Heinrich Riehl:** Eine geistliche Stadt (1866) In: W.H. R., Wanderbuch. 4. Auflage. Stuttgart und Berlin 1903, S. 201 - 256.

- **Josef Hofmiller:** Freising (1930). In: J.H., Wanderbilder und Pilgerfahrten. Dritte erweiterte Auflage. Leipzig 1938, S. 111 - 117.



- **Günter Hess:** „Das Spiel der Zeit – der leichte Mensch“. Zum Wandel des Zeitbewusstseins in der deutschen Literatur. In: Zeit. Zeitverständnis in Wissenschaft und Lebenswelt. Bern 1997, S. 11 - 38.

Lohengrin in Weimar. Die Spätzeit romantischer Bilder. In: Bild und Schrift in der Romantik. Hg. Von Gerhard Neumann und Günter Oesterle. Würzburg 1999, S. 357 -374.

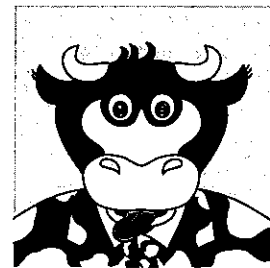
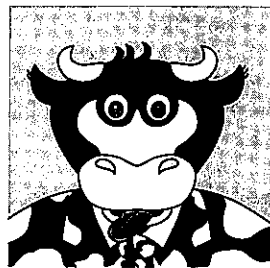
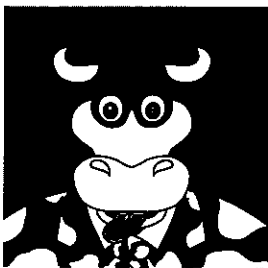
- **Martina Kessel:** Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen in Deutschland vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert. Göttingen 2001.

- **Johannes Mahr:** Eisenbahnen in der deutschen Dichtung. Der Wandel eines literarischen Motivs im 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert. München 1982.

- **Wolfgang Schivelbusch:** Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert. München 1977.

Herzlich Willkommen in Freising's erster Popart-Galerie!

Die Kunst,
Freude
darzustellen.



Originale, Acryl
auf Leinwand.
Printgrafiken
3-Dimensional
in limitierter Auflage
mit Rahmen.

peter wöhr
am wörth 23
85354 freising
fon 08161/21583



blubbfish
image & art
werbeagentur · galerie

öffnungszeiten
di bis fr 10 bis 13
14 bis 18 uhr
sa 10 bis 14 uhr

Der Sonne entgegen...

Mit dem Fahrrad durch sechs Länder ans Schwarze Meer



Wolfgang Illinger, Abiturjahrgang 1991, hat das Schreinerhandwerk erlernt und 1997 den Meistertitel erworben. Seit 2001 studiert er an der FH München Bauingenieurwesen und ist seit zwei Jahren Vorsitzender des Vereins der Freunde des Dom-Gymnasiums.

Viele locken alljährlich zur sommerlichen Urlaubszeit die fernen Strände und das blaue Meer, an dessen Gestaden sie dem süßen Nichtstun frönen – eine Aussicht, die mich bisher nicht an die Stätten dieser Urlaubszentren trieb. Viel lieber setze ich mich auf mein Fahrrad und lasse mich ein auf das Abenteuer, das mich schon hinter der ersten Abzweigung erwarten kann. Gemeinsam mit meinem Bruder Norbert hatte ich nach Touren nach Istanbul (1999) und Barcelona (2002) für unsere Fahrt im vergangenen Sommer eine Strecke über Passau, Wien, Budapest, Szeged, durch Siebenbürgen und über die Karpaten nach Bulgarien ausgetüftelt. Etwas über 2000 km sollten es werden, eine Fahrt in den „Wilden Osten“, von dem wir nur sehr vage Vorstellungen und recht grobes Kartenwerk hatten. Es wurde unsere bisher abwechslungsreichste und eindrucksvollste Tour, von der ich im folgenden Auszüge aus unserem Reisetagebuch wiedergeben möchte.

Mittwoch, 6. August 2003

Die Räder sind fertig, das Wenige, das

wir mit auf die Reise nehmen, ist wasserdicht auf den Anhängern verstaut. Nach der Vorbereitung und der gespannten Erwartung wird es wirklich Zeit, dass es nun endlich los geht. Ein gemeinsames Frühstück im Kreise der Familie, Abschiedsphoto und Reisesegen, und dann brechen wir auf nach Osten. Zunächst Bekanntes: Neustift, Marzling, Oberhummel, später bei sengender Hitze durch das Rottal. Unser Nachtlager schlagen wir nahe Pocking hinter einem kleinen Waldstück auf, müde, aber glücklich, endlich unterwegs zu sein, rollen wir uns in die Schlafsäcke.

Donnerstag, 7. August

Die erste Grenze passieren wir noch vor dem Frühstück: In Schärding überqueren wir den Inn. Der Sauwald, Ausläufer der Berge des Bayerischen Waldes, will überwunden sein, bevor wir bei Engelhartzell an die Donau kommen. Sie wird in den nächsten Tagen unser Wegweiser sein. Die Flusskilometrierung zählt unbarmherzig langsam rückwärts bis zur Mündung in das Schwarze Meer.

Freitag, 8. August

Mittagessen gibt es heute in einem Keltendorf-Freilichtmuseum im Machland. Auch für moderne Radler gar nicht schlecht, womit sich die alten Kelten seinerzeit stärkten.

Samstag, 9. August

Für die Fahrt durch die Wachau sollte man am besten eine ganze Woche einplanen. In jedem Dorf locken schattige Heurige. Urige Wege durch die Weinberge, herrliche Ausblicke auf die Donau und die hoch über ihr thronenden Burgruinen wären mehr als nur einen kurzen Blick wert. Aber wir brausen, das ferne Ziel in Gedanken, in wenigen Stunden durch diesen geschichtsträchtigen Flussschnitt.

Sonntag, 10. August 2003

Unser Nachtlager hinter einem Obstgarten unterhalb der Wiener Donauauen verlassen wir im ersten Morgenlicht, lange radeln wir auf dem völlig verlassenen Donaudamm durch Auenwälder. In Hainburg gönnen wir uns noch ein österreichisches Frühstück, einen letzten „Holler

g'spritzt“ und sehen bei der Ausfahrt aus dem Ort schon die Burg von Bratislava auf den Hügeln am Horizont. Den österreichischen Grenzposten passieren wir nach einem Wink der Zöllnerin, doch ein Kollege bringt uns mit schallendem „Stop!“ zum Stehen. Das Missverständnis ist schnell aufgeklärt; wir bekommen den guten Rat, so etwas bloß nicht mit den Kollegen in Ungarn zu versuchen. „Des is doch immer no Ostblock!“. Die slowakischen Kollegen sind jedoch überaus freundlich und wünschen uns gute Reise. In Bratislava queren wir die Altstadt, die mit ihren wunderschönen Häusern und Straßen zu einem längeren Verweilen einlädt – ich werde hierher mit mehr Zeit noch einmal kommen! Mit Abstand zum europäischen Strom geht es zügig weiter durch absolut flaches Land mit riesigen landwirtschaftlichen Flächen. Am späten Nachmittag erreichen wir in Komarno die Grenze nach Ungarn. Auch hier nur freundliche Beamte, „Bri-der?“ „Ja, Brüder!“ „Gutt, sähr gutt! Gutt Fahrt!“. In Komarno gönnen wir uns eine Übernachtung in der Privatpension mit dem sinnigen Namen „Zimmer frei“. Wir logieren im Wohnzimmer des Besitzerehepaares. Für die Durchquerung der Slowakei belohnen wir uns mit einem feudalen Essen. Schön, in einem Bett zu schlafen!

Montag, 11. August

Die letzte Fähre des Tages bringt uns im warmen Abendlicht auf die langgestreckte Donauinsel südlich von Budapest. Wir suchen lange nach einem geeigneten Schlafplatz und schlagen schließlich, im steten Kampf gegen Milliarden blutrünstiger Mücken, unser Zelt am Fuße des Donaudammes auf.

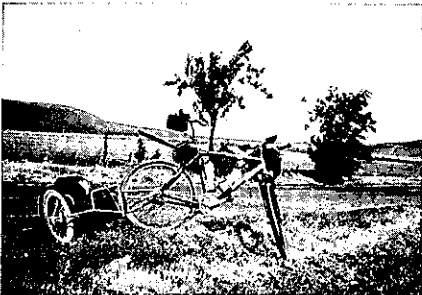
Dienstag, 12. August

Die Fahrt durch die Puszta erfüllt alle meine Vorurteile und Erwartungen: so weit das Auge reicht eben, hin und wieder eine blütenweiße Stallung mit Strohdach, die charakteristischen Ziehbrunnen, Pferde, Störche, ganz selten mal ein menschliches Wesen.

Mittwoch, 13. August

Wir stehen wie üblich um etwa sieben Uhr auf, packen unsere Sachen zusammen und machen uns auf den Weg zum

Hauptplatz von Kiskunhalas. Wo gestern Abend noch reges Treiben herrschte, kommt die Stadt heute erst langsam in Schwung. Wir kaufen unser Frühstück im Supermarkt zusammen und verfolgen beim Essen das Erwachen des ungarischen Ortes. Auch heute erwarten uns keine Steigungen, flach wie planiert geht es durch die Ränder der Puszta dahin. Wir treffen ein Ehepaar aus Holland, das schon 2500 km auf dem Fahrrad hinter sich hat. Sie wollen noch nach Budapest und von dort aus mit dem Bus wieder heim. Wir unterhalten uns eine Weile, dann fahren wir weiter, unser Tempo ist den beiden zu schnell. Aber wir haben ja auch noch keine 2500 km auf dem Bukkell! Durch Szeged kämpfen wir uns im städtischen Verkehrschaos hindurch. Die Innenstadt mit ihren Häusern im K.u.k.-Stil und den Parks wirkt zwar einladend, aber der Verkehr und die vielen Leute schrecken uns eher ab. Man gewöhnt sich doch sehr schnell an die Einsamkeit auf der Straße. In Nagylak verpassen wir unsere letzten Forint in einem kleinen



Ungarn, nahe Tata

Kramerladen, kaufen Wasser und Obst. Die Straße zur Grenze ist hervorragend ausgebaut, ganz im Gegensatz zu anderen Straßen in Ungarn gibt es kein einziges Schlagloch, alle Markierungen sind frisch gezogen, alle paar Meter steht ein nagelneues Verkehrsschild, unter anderem eines, dass die Durchfahrt für Radfahrer verbietet. Es gibt aber nun einmal keinen anderen Weg zum Grenzübergang, also munter weiter. Stört hier aber auch niemanden. Die lange Schlange an der Zollstation umradeln wir und stellen uns mit gezückten Pässen am Häuschen an. Das Auto vor uns wird eingehend untersucht, bei uns knallt der Einreisestempel nach einem mitleidigen Blick auf uns zwei Gestalten sehr rasch in die Pässe. Der Beamte, der die Kofferräume der Autos kontrolliert, ist fast beleidigt, als wir fragen, ob er in unsere Taschen schauen will und winkt uns ebenfalls sofort durch. Rumänien! Ein paar hundert Meter nach der Grenze bestürmen uns die ersten Geldwechsler. Norbert verhandelt hart, mir ist die Sache etwas ungeheuer. Bestürmt von allen Seiten, mit Gelbbündeln wedelnd und wechselnde Kurse durcheinander schreiend werden

sich die Wechsler mit meinem Bruder dann doch nicht einig und wir fahren in den ersten Ort, in dem wir auch zu nächtigen gedenken. Geldwechsel klappt, aber es gibt keine Unterkunft. Nach zwei Tagen ohne Dusche und einer 150 km langen Etappe beschließen wir, die Route zu ändern und heute noch nach Arad zu fahren. Die 25 km gehen auch irgendwann vorbei, und wir steigen in einem feudalen Ostblockschuppen ab. Der abendliche Spaziergang durch die bröselnde Stadt endet leider nicht mit einem Abendessen. So müssen unsere Essensreste für heute reichen, morgen gibt es ja ein Frühstücksbuffet im Hotel!

Donnerstag, 14. August

Das Buffet hält, was wir uns erhofft hatten, und wir starten gestärkt auf unsere Fahrt durch das Banat. Vorbei an der Festung der Habsburger verlassen wir Arad, mit 300.000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt dieses von den Flüssen Donau, Temesch und Mieresch und den Karpaten umfassten Landstrichs im Westen Rumäniens. Unser Weg führt uns direkt nach Süden, durch Dörfer, in denen man an Inschriften auf den Bauernhäusern die deutschsprachige Herkunft der Donauschwaben noch erkennt. Die Menschen auf den Dörfern sind uns gegenüber sehr freundlich. Sie drängen sich nicht auf, sind aber im Cafe oder Kramerladen interessiert, woher wir denn wohl kämen, bestaunen die Fahrräder und vor allem unsere Anhänger und wünschen uns – vor allem die Alten oft auf deutsch – eine gute Weiterfahrt. Die Hauptverbindungsstraße ist neu asphaltiert, und auf dem breiten Seitenstreifen sind wir vor den vorbeidonehenden Lastwagen weitgehend sicher. Nur den Staub müssen wir schlucken. In Temeschwar erinnern schon am Stadteingang große Denkmäler an die Massaker der Securitate während der Volksaufstände im De-

zember 1989. Mit Blumen geschmückt stehen auf dem Hauptplatz zahlreiche kleine Holzkreuze, versehen mit Namen und den erschreckend jungen Lebensaltern der Ermordeten. Die Randbezirke auch dieser Großstadt sind gekennzeichnet von hässlichen und verfallenden Plattenbauten, doch die Altstadt mit ihrem Mix aus K.u.k.-Gebäuden und Villen im Jugendstil sowie Zeugnissen der jüngeren Vergangenheit, mit ihren Plätzen, den Kirchen und Lokalen strahlt eine Lebendigkeit und Vitalität aus, die uns sofort begeistert. Allerorten wird mit verschiedenem großem Aufwand repariert und saniert. An der Sanierung öffentlicher und kunsthistorisch bedeutsamer Bauten beteiligen sich auch Zweigstellen zahlreicher westlicher Firmen. Wir essen auf dem Hauptplatz zu Mittag und verlassen die wichtigste westrumänische Stadt Richtung Osten. In sengender Hitze treten wir zunächst noch flach, dann über bewaldete Hügel der Karpatenausläufer nach Lugoj. Wir beziehen nach längerer Suche ein kleines Hotel und erfreuen uns am Abend an einem „Fest der Kulturen“ auf dem Marktplatz, bei dem zu späterer Stunde das Jenaer Ballet zu den Klängen der „Schützenliesel“ auftritt. Mitten in Rumänien! Dazu Gegrilltes und Bier aus der Brauerei in Temeschwar, ein alter Autoscooter aus Deutschland, ein herrlich improvisiertes Volksfest am Ufer der Temesch!

Freitag, 15. August

In Simeria (Fischerdorf) beziehen wir Herberge bei einem Siebenbürger Sachsen, der die Zeichen der Zeit erkannt hat und in dem durchaus größeren Ort – immerhin werden hier sämtliche Waggons der rumänischen Staatsbahn produziert – die einzige professionelle Übernachtungsmöglichkeit anbietet. Ein Schlitzohr zwar, aber ein sympathisches!



Rumänisches Dorf kurz vor Herrmannstadt



Rumänisches Dorf nahe Sibiu

Samstag, 16. August

Wir frühstücken in der „Villa Dürr“, nachdem die Nachbarn die ganze Nacht mit lustigem Gedudel den Geburtstag der Hausherrin gefeiert haben. Ein paar Kilometer hinter Simeria endet die asphaltierte Straße, und wir holpern über Staubpisten mit verschieden großen Steinen und tiefen Auswaschungen weiter durch Siebenbürgen. Bei der Durchfahrt durch Dörfer fühlen wir uns ein gutes Jahrhundert zurückversetzt. Auch hier finden sich vielfach deutsche Aufschriften an den Bauernhäusern, die allesamt mit ihrer Giebelseite zur Straße hin orientiert sind. Der Eingang zum Haus liegt jeweils in einem Hof, der von der Straße durch ein großzügiges Tor abgetrennt ist, und in dem oft ein gewaltiger Obstbaum steht oder aber Weinranken den Platz beschatten. Die wenigsten Häuser haben Wasseranschluss, das Trinkwasser wird in einem Fass mit dem Handkarren vom Dorfbrunnen geholt. Motorisierte Fahrzeuge treffen wir nur selten, es dominieren Ochsen- und Pferdegespanne. Die Dörfer wirken sehr verlassen, und später bestätigen uns zwei ältere Herren diesen Eindruck: Sie gehörten zu den letzten Deutschsprachigen im Ort, viele seien noch unter dem Ceausescu-Regime geflohen, der Rest nach dem Zusammenbruch der Diktatur. Die großen landwirtschaftlichen Genossenschaften sind zerschlagen; wir treffen immer wieder auf vor sich hinrostende gewaltige Maschinenparks. Gegen Mittag erreichen wir Sebes (Mühlbach), nach der Mittagsrast reißt in einem gottverlassenen Ort die Kette meines Rades. Wir flicken sie wieder zusammen und kämpfen uns auf der Schotterpiste einen Berg hinauf, drüben geht es hinunter nach Sibiu (Herrmannstadt). Wir quartieren uns im feudalen Traditionshaus „imparatul

Romanilor“ ein. Unsere Fahrräder dürfen vor der Sauna im Keller nächtigen, während wir uns nach der staubigen Etappe an der warmen Dusche erfreuen können. Beim abendlichen Spaziergang durch die Stadt bemerken wir, dass hier die touristische Erschließung am weitesten von allen bisher durchfahrenen Orten fortgeschritten ist. Zweifellos hat dieses wunderschöne Stadtensemble alles, was es zu einem attraktiven Anziehungspunkt für Besucher macht: Schöne Plätze, verwinkelte Gassen, beeindruckende Kirchen, historische Gebäude und Kunstschätze verschiedener Epochen und eine aufstrebende Gastronomie. Es bleibt zu hoffen, dass der Tourismus behutsam mit dem Vorhandenen umgeht. Andererseits könnte man es angesichts des verbreiteten Elends keinem Rumänen verdenken, würde er möglichst schnell und effektiv die neue Einnahmequelle anzapfen. In der Nacht zischen Feuerwerksraketen vor dem Fenster vorbei; eine Hochzeitsgesellschaft hat sie durch das offene Dach des Festsaals unseres Hotels in den sternenklaren Himmel geschossen.

Sonntag, 17. August

Habe ich gestern geschrieben, der Tourismus wäre in Sibiu am weitesten fortgeschritten? Da hatte ich Sigisoara (Schäßburg) noch nicht gesehen! Ich bin geneigt zu sagen: Wir sind im Rothenburg ob der Tauber der Târnava-Hochebene. Ein wunderschönes Städtchen, „die schönste bewohnte Burg Europas“, wie es unser Reiseführer beschreibt.

Montag, 18. August

Am Fuße der Karpaten erreichen wir Braşov (Kronstadt), radeln mühsam wieder durch wenig ansehnliche Industrie- und Plattenbautengürtel. Die malerische Alt-

stadt hat eine besondere Überraschung auf Lager: Auf einer sehr professionell wirkenden Open-Air-Bühne vor sehr wenig professionell zusammengebastelten Zuschauertribünen wird in drei Tagen Ricky Martin ein Konzert geben. Hier!? Wir übernachten bei einer sehr freundlichen älteren Dame, die uns in der Stadt aufsammelt und uns ihr Wohnzimmer überlässt.

Dienstag, 19. August

Der höchste Punkt unserer Tour geht fast unbemerkt vorüber. Keine schroffen Felsen und gefährlichen Karpatengipfel. Ein langer, aber moderater Anstieg hinauf auf eine Alm, auf deren Wiesen Unmengen bunter Blumen blühen.

Mittwoch, 20. August

Nach der katastrophalen Nacht im Kooperativen-Hotel von Nehoiu erkämpft Norbert uns noch das vereinbarte Frühstück. Wir sehen zu, diesem Tiefpunkt rumänischer Freundlichkeit so rasch wie möglich zu entkommen. Rückenwind, leichtes Gefälle und sagenhafte Obstgärten auf den ersten Kilometern dieses Tages versöhnen uns jedoch sofort wieder mit Land und Leuten. Wir poltern über löchrige Straßen nach Süden, kämpfen uns ein letztes Mal durch waldige Hügel um das Kloster Ciolanu und erreichen dann die ausgedehnte Donauebene, das rumänische Kernland, die Walachei. Völlig anders als in den vergangenen Tagen ist die Landschaft - wenn man bei absoluter Ebene überhaupt von Landschaft sprechen kann -, völlig anders sind aber auch die Dörfer und ihre Bewohner. Alles macht einen verlotterten Eindruck, die Kinder und Jugendlichen sind auch aufdringlicher und nicht so freundlich neugierig, wie wir das bisher erlebt haben. Bei einem kurzen Kaffeestop bei unserer kürzesten Entfernung nach Bukarest (bis auf 95 km sind wir jetzt an die Hauptstadt herangekommen) bemerken wir die tief-schwarzen Wolken, die hinter uns von den Bergen herunterdrücken. Ein Blick in die Karte mahnt uns zum Aufbruch. Im Etappenziel Pogoanele gibt es wieder einmal keine Übernachtungsmöglichkeit. Nach einer Privatunterkunft wollen wir hier nicht suchen, also geht es weiter nach Amara. Es werden die wohl schnellsten 30 km unserer Tour, vorangepeitscht vom Sturm, die bedrohlich Gewitterwand im Nacken, die Szene in eigenartig schwefeliges Licht getaucht, durchzuckt von ersten Blitzen. Im Hotel von Amara, das in den Resten einer sozialistischen Ferienanlage liegt, sitzen häkelnde Frauen auf der einen, fußballschauende Männer auf der anderen Seite der Eingangshalle, und die Dame an der Rezeption



erklärt mir, sie hätte noch nicht einmal einen Besenkammer für uns beide frei. Es ist bereits dunkel, und draußen fallen die ersten dicken Tropfen auf den heißen und staubigen Boden. 200 m zurück Richtung Hauptstraße schlagen wir unser Zelt auf der Terrasse einer aufgelassenen Feriensiedlung auf. Augenblicke später gießt es wie aus Kübeln. Auch nicht schlecht: So haben wir unsere eigene Großbraumdusche.

Donnerstag, 21. August

Mit einem bunten Haufen verschiedener Ausführungen des rumänischen Volkswagens Dacia, einem türkischen Reisebus und manch zwielichtiger Gestalt überqueren wir mit der Fähre die gewaltig breite Donau, die in diesem trockenen Sommer an beiden Ufern feine gelbe Sandstrände hat. Die Einreise nach Bulgarien hat noch etwas vom Charme des Grenzübertritts in die DDR. Aber auch hier werden wir freundlich und mit einer Portion Mitleid begrüßt und auf die weitere Reise geschickt: „Mit dem Fahrrad aus Deutschland? Warum fährt ihr denn nicht mit dem Auto? Habt ihr keinen Führerschein?“

Freitag, 22. August

Mit Frühstück aus den leeren Regalen des Supermarktes von Tervel setzen wir uns auf die Stufen am Hauptplatz. Irgendwie stimmen hier die Verhältnisse nicht: ein kleiner Ort, aber ein Ortszentrum vom Reißbrett sozialistischer Stadtplanung mit irrsinnigen Prachtstraßen, repräsentativen Bauten, gigantischen Ausdehnungen. Doch alles zerbröseln, Fensterscheiben sind eingeworfen, Hunde streunen durch die verwahrlosten Blumenbeete. Wofür dienen wohl diese Anlagen? Wir verlassen die Stadt und radeln durch Sonnenblumenfelder, deren

Ausdehnung alles übersteigt, was ich bisher gesehen habe. Zwischendurch verfallene Gebäude landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften, davor unzählige Maschinen, die verrostet und zerlegt werden. Die Dörfer, durch die wir fahren, sind um Stufen armseliger als die schlimmsten, die wir in Rumänien gesehen haben. Auf den bestens ausgebauten Straßen fahren wir praktisch ganz allein, höchst selten kommt ein Auto, um die Dörfer herum trifft man Eselskarren mit Holzspeichenrädern. Ich überlege, ob wir die große Straße in meiner Karte, die uns direkt nach Varna führt, mit dem Rad überhaupt benutzen dürfen. An der Kreuzung dieser Straße mit der unseren gibt es ein kleines Cafe, in dem wir starken Kaffee trinken und ranzige Kekse an einen Straßenhund verfüttern. Wir sitzen dort eine dreiviertel Stunde, es fahren fünf Autos vorbei. Wir nehmen die große Straße. Je näher wir Varna kommen, um-

so schlechter wird die Fahrbahn, der Verkehr nimmt auch zu, und die Bulgaren fahren ohne Rücksicht auf Hunde oder Katzen oder gar Radler, die sich erdreisten, ihre Wege zu kreuzen. Etwas genervt, vor allem aber völlig unvorbereitet auf das unglaubliche Gewühl einer Großstadt erreichen wir unser Ziel, das Ortschaft der Schwarzmeerstadt Varna. Wir queren das Straßengewirr und erreichen die Küstenstraße, der wir in Richtung Norden folgen. Etwa 25 km außerhalb, am nördlichen Ende des inzwischen berühmten Goldstrandes, beziehen wir ein renoviertes Hotel aus der Zeit, in der hier vor allem die Oberschicht der sozialistischen Bruderstaaten den Urlaub verbracht hat. Wir haben es geschafft, sind ohne nennenswerte Pannen und vor allem körperlich unversehrt hier angekommen. Wir durften wunderschöne und abwechslungsreiche Landschaften, Städte und Dörfer sehen. Wir haben eine Unmenge von großen und kleinen Eindrücken, Bildern, Situationen erlebt und gespeichert. Vor allem aber waren wir zwei 24 Stunden des Tages miteinander unterwegs und dabei den größten Teil allein. Die hektische Betriebsamkeit des Goldstrandes, die Diskotheken, Kneipen, das Strandleben sind ein Kontrast zu den Tagen in Ungarn, Rumänien und Bulgarien, wie er krasser nicht hätte sein können. Wir kaufen uns eine Flasche furchtbar süßen bulgarischen Sekt und stoßen am späten Abend auf unsere Fahrt an. In der Diskothek am Strand schreit der DJ „Ballermann am Balkan! Sangria saufen umsonst in 10 Minuten!“

Morgen radeln wir zum Kap Kaliakra.



Im Journalistenbus zum Pulitzer-Preis

Veronika Eckl, Abiturjahrgang 1993, arbeitet als freischaffende Journalistin.

Halbnackter Mörke, Wildschweine möglich: Eine Pressereise ist kein Spaziergang

Reisen ist schön, das wusste schon Goethe. Besonders schön ist das Reisen, wenn man es während der Arbeitszeit tut. Das glauben zumindest alle meine Bekannten zu wissen: „Waaas, du fährst schon wieder weg? Na, du hast ja ein Leben!“ ist ein Spruch, den Journalisten, die für Reisetage arbeiten, des öfteren zu hören bekommen. Da bringt es gar nichts, wenn man zu erklären versucht, dass Pressereisen harte Arbeit sind und der Glamour des exklusiven Auslandsaufenthalts mit Schlafmangel, Magenverstimmungen und Sonnenbrand bezahlt wird. Es glaubt einem sowieso niemand.

Zugegeben, es hat schon etwas, wenn der Reisedakteur anruft und flötet: „Ach, liebe Frau Eckl, ein Wochenende in Italien, wie wär's? Dann hätten wir da auch noch Gärten in Spanien, oder eine Mörke-Spurenuche auf der Schwäbischen Alb. Könnten Sie...?“. Da kann man natürlich und flieht gerne den heimischen Computer. Sinn und Zweck einer Pressereise ist es nämlich, Journalisten mehrere Tage durch eine mehr oder weniger bekannte Gegend zu schleusen und es ihnen in derselben möglichst angenehm zu gestalten, auf dass positiv geschrieben werde über die Marken oder die Lüneburger Heide oder die kleine Südseeinsel. Ein Erholungstrip ist so eine Pressereise jedoch nicht, oh nein.

Vermutungen

Am Flughafen geht es schon los. Unauffällig mustert man die Reisenden, die vor dem Check-in-Schalter Schlange stehen. Ob die aufgetakelte Dame im pinken Kostüm sich wohl in Mailand als Feuilletonredakteurin der Schwäbischen Zeitung entpuppen wird? Der hübsche junge Mann gar als Volontär der Financial Times? Die Spannung steigt am Zielflughafen, wenn gutgelaunte Reiseleiter Programme und Namenslisten aller Mitreisenden verteilen. Der hübsche junge Mann gehört natürlich nicht zur Gruppe und entschwindet für immer. Ebenso die Dame im pinken Kostüm. Dafür entpuppt sich eine verblühte Dame in graubraunem Schlabberlook als Feuilletonredakteurin einer renommierten Zeitung und ein faltiger älterer Herr als gefeierter Restaurantkritiker einer kulinarischen Zeit-

schrift. Schnell hat man sich gegenseitig abtaxiert, und ältere Kollegen pflegen dann gerne mit einem bösen Funkeln in den Augen die rhetorische Frage zu stellen: „Ah so, SIE schreiben für die F.A.Z.“ Ach ja.

Spielregeln

Ist dann erst einmal das Hotel erreicht, der Koffer abgeladen und der Empfangscocktail geschlürft, geht es zum ersten Abendessen. Da werden die Spielregeln festgelegt: Wer hat in den nächsten Tagen, gruppendynamisch gesehen, etwas zu sagen und wer nicht? Diese Platzkämpfe werden zumeist an dem ganz und gar unschuldigen und meist sehr guten Essen ausgetragen. „Der Rotwein ist schlicht untrinkbar“, verkündet dann als erstes der Restaurantkritiker und schwärmt von dem ganz besonderen Rotwein / der Büffelmozzarella / den Kalbshoden, die er gestern noch in Apulien genießen durfte. Die Feuilletonredakteurin stochert im Erbsen-Timbale herum und erkundigt sich, ob man denn die neue Mörke-Biographie / den in der Gegend spielenden Roman / das soeben erschienene Werk zur Geschichte Italiens im 18. Jahrhundert etwa noch nicht gelesen habe („Das wurde doch auch in der F.A.Z. besprochen, ist Ihnen das entgangen?“). Ein Fotograf erzählt dagegen ausführlich, wie er in den fünfziger Jahren in Sibirien beinahe einmal dem jungen Gorbatschow begegnet wäre und dabei immerhin ein wundervolles Foto von einem Eisbären geschossen habe, oder so ähnlich. Nur der Kollege von der Apothekenrundschaue isst stillvergnügt und freut sich, wenn man ihn in Ruhe lässt.

Erkundungen

Am nächsten Morgen und allzu früh beginnt dann die Sondierung des zu beschreibenden Terrains, die Jagd auf die Geschichte. Malerische Kleinstädte, erhebende Landschaften, stille Dörfer werden vom Journalistenpulk überfallen und in den Gehirnen beginnt es zu rattern: Könnte das Kirchlein am Berg ein geeigneter Aufhänger sein? Oder die Piazza mit den schlafenden Hunden? Wissen die deutschen Leser wer der Cecco d'Ascoli war, und interessieren sie sich mehr für Gletscherseen in den Monti Sibillini oder für die Schuhfabrik von Diego Della Valle? Die armen Fremdenführer werden ausgequetscht wie die Zitronen und auch hier spaltet die Gruppe sich schnell: Es gibt die Streber, die alles ganz genau

wissen wollen und recherchieren, als müssten sie mit ihrem Artikel den Pulitzer-Preis gewinnen. Die Coolen, die dauernd Kaffee trinken gehen. Und die Experten, die eh schon alles wissen und kennen, so dass man sich fragt, warum sie überhaupt mitgefahren sind. So schiebt man sich im Stundentakt durch die Gegend, immer bemüht, ein bisschen Atmosphäre aufzuschnappen von dem betreffenden Ort, damit man diesen dann auch plastisch beschreiben kann. Zu Hause grübele ich dann oft über den geheimnisvollen Bemerkungen in meinem Notizblock, wie etwa: „Bad Urach. Mörke halbnackt Katarakt, Haus Sorgenfrei, Gedicht (welches?), wilde Tulpen. Stadtbus. Stiefmütterchen, schwäbische Hausfrauen.“ oder „Montegallo. Kirche war früher anders (wie?). Wildschweine möglich. Ausgestopfter Specht. Wie in Oberbayern.“

Genüsse

Zum Glück gibt es auf Pressereisen lange Essenspausen. Auch das Essen kann jedoch zum Stressfaktor werden, besonders in romanischen Ländern. Mittags drei Stunden und abends mindestens vier Stunden lang ist man angehalten, in ausgewählten Lokalen die landesüblichen Köstlichkeiten in sich aufzunehmen. Die Pausen zwischen den Nahrungsaufnahmetermine sind kurz, die Gastgeber jedoch unerbittlich: Es wird gegessen, auch wenn man von dem zwei Stunden zuvor eingenommenen Menü noch mehr als satt ist. Dem Essen zuliebe werden dann gerne andere Programmpunkte vernachlässigt: Wozu die Hutfabrik von Borsalino besuchen (über die man eigentlich hätte schreiben sollen), wenn man stattdessen eine raffinierte Kaffeecreme als Dessert genießen kann? „Die Fabrik ist jetzt leider schon zu, aber wenigstens haben wir gut gegessen“, tröstet dann die zuständige Pressedame mit strahlendem Lächeln. Man bedauert, nicht auch bei der kulinarischen Zeitschrift zu arbeiten und überlegt sich, ob der Reisedakteur wohl sehr böse sein wird.

Spät, sehr spät am Abend gelangt man dann wieder ins Hotel, zu betrunken, um noch die Pressemappe für den nächsten Tag zu studieren. Die Feuilletonredakteurin erklärt, es sei eine Frechheit, dass man nicht mal zwischendrin habe duschen dürfen. Der Restaurantkritiker verkündet leidend, er werde zu Hause eine Schwarzbrottdiät machen. Der Fotograf will unbedingt noch ein Bier trinken und

eine Geschichte erzählen. Dann gehen alle schlafen. Und am nächsten Morgen geht das Ganze wieder von vorne los. Bis die wichtigsten Literaturhäuser und Agriturismi, die höchsten Berge und besten Lokale betrachtet, notiert, getestet, besprochen worden sind. Geschichte hat sich noch immer keine gefunden, und der Aufhänger fehlt auch. Noch schnell jemanden interviewen? Zu spät. Lieber schon mal nachdenken, was man dem Reisedakteur erzählen wird.

Heimkehr

Am Tag der Abreise ist dann kein Bus mehr da, weil die Pressedame mit dem Busfahrer gestritten hat, weil der sich immer verfuhr. Die Pressemappen hatte man im Bus liegen lassen, um sie nicht

immer aufs Hotelzimmer schleppen müssen. Na ja, auch egal, es gibt ja Reiseführer, die man zu Hause lesen kann. Hauptsache, man erwischt jetzt noch das Flugzeug nach Hause! „Ich muss morgen früh unbedingt in der Redaktion sein“, kreischt ein Dutzend unabkömmlicher Journalisten unentwegt, während der neu organisierte Bus auf der Autobahn zum Flughafen rast, doch alles geht gut. Am Check-in haben sich plötzlich alle ganz lieb und tauschen – unvermeidliches Ritual! - ihre Visitenkarten aus, um – netzwerken! netzwerken! - für den Rest ihres Lebens in Kontakt bleiben zu können. Die Feuilletonredakteurin will nun von Biographien nichts mehr wissen, dafür aber noch Schuhe kaufen und wird richtig menschlich. Dafür erzählt der Kollege von der Apothekenrundschau auf

einmal etwas von Mithräen, weil er nämlich in seiner Jugend Archäologie studiert hat. „Wann erscheint denn Ihr großartiger Artikel in der F.A.Z.?“, fragt hämisch der Restaurantkritiker, und der Fotograf kündigt an, er werde sicher bald einmal in München vorbeischaun. Dann trennen sich die Wege und alle fliegen in eine andere Richtung davon.

„War's schön?“ fragt der Reisedakteur am nächsten Morgen. „Und schreiben Sie ruhig 400 Zeilen, wir brauchen Stoff.“ „Du siehst aber erholt aus“, sagen die Bekannten. „War's schön im Urlaub?“ „Ja, sehr schön“, sage ich dann. Und träume von meiner nächsten, ganz privaten Reise.



Nach dem Trimmen **Die Erfrischung mit den**
Trink täglich **5 Vitaminen.**

Seit über 70 Jahren
Ihr guter Partner für Getränke

SEIT 1929
Getränke HIRSCHMANN
Freising Sonnenstr. 20 · Ruf 6 29 31

Sirenen - Sphingen - Säulensteher

Mirabilia visu atque auditu

temporum antiquorum et recentiorum

Kuriositäten auf Reisewegen rund ums Mittelmeer

Die Olympischen Spiele der Neuzeit kehren nach hundertacht Jahren in diesem Sommer in ihre Heimat zurück. Die Augen der ganzen Welt sind auf Hellas gerichtet und endlose Touristenströme werden sich über das Land ergießen. Man wird staunen, wie Athen in neuem Glanz erstrahlt: Die neuen U-Bahnhöfe sind städtebauliche Prunkstücke geworden. Es wurden zahllose Blumenbeete angelegt und Grünanlagen geschaffen und um die verstreuten Wettkampfstätten sowie auf den umliegenden Hügeln eine große Menge Bäume gepflanzt. Ein stattlicher archäologischer Park erstreckt sich zwischen der Akropolis und dem altherwürdigen Stadion, in dem 1896 der Schaffirte Spiridon Louis als Sieger im Marathonlauf den Preis aus der Hand des Königs empfing.

Fast drei Jahrtausende freilich sind vergangen seit der "Erfindung" der echten olympischen Spiele im Jahre 776 v.Chr., die jedoch nicht in einer Großstadt, sondern an einem unscheinbaren Ort auf der Peloponnes gefeiert wurden, eben in Olympia. Als Schirmherr fungierte der olympische Zeus, der dort in Gestalt einer kolossalen Gold-Elfenbeinstatue des Bildhauers Pheidias in seinem Tempel thronte (eines der sieben Weltwunder). Sein eigentlicher Wohnsitz war allerdings der Götterberg Olymp in Nord-Griechenland.

Von dessen Gipfel aus spähte Zeus einst hernieder auf den Strand von Phönizien, wo er die bildhübsche Prinzessin EUROPA lustwandeln sah: sein Götterauge musste wie ein Riesenteleskop funktioniert haben (Luftlinie Palästina - Olymp an die 1.500 km!). Der göttliche Liebha-



Europa und der Stier
Bronzeskulptur von Bruno Bruni

ber vieler schöner Frauen wurde von solcher Leidenschaft zu der orientalischen Schönheit ergriffen, dass er sich sofort dorthin begab und einen tollen Coup landete. Da er nämlich wusste, dass ihn nur eine List zum Ziel führen konnte, denn die eifersüchtige HERA verfolgte jeden (erotischen) Schritt ihres Gatten, verwandelte er sich wieder einmal, diesmal in einen Stier, ein Novum in seinen Metamorphosen, legte sich kuschelig in den Sand und ließ sich von dem Mädchen streicheln. Als Europa es wagte, sich auf seinen Rücken zu schwingen, erhob er sich behutsam mit der süßen Last, trabte langsam zum Meer hin und spazierte hinein, bis es so tief war, dass die Prinzessin nicht mehr abzusteigen wagte (da sie vermutlich nicht schwimmen konnte). Nun legte Zeus sofort wie ein Wettkampfschwimmer richtig los und schaffte in einem wahnsinnigen Tempo nonstop die selbst für einen göttlichen Schwimmstier respektable Strecke von Beirut (Libanon) bis Kreta. Dort ging er an der Südküste an Land und verbrachte mit Europa ein paar Liebesnächte, wobei er sich wahrscheinlich in seine göttliche Mannesgestalt zurück verwandelte, denn in der Dunkelheit konnte er von Hera nicht gesehen werden. Er zeugte mit Europa nicht nur ein, sondern gleich drei Kinder, die dann zum Glück vom König der Insel adoptiert wurden, als dieser sich der verlassenen Schönen annahm.

Gelegentlich mochte sich Zeus auf Kreta, wenn er am Strand lag, an seine abenteuerliche Kindheit erinnern. Wir folgen ihm dabei in die Tropfsteinhöhle bei Psichró, die sog. Diktäische Grotte. Dort hatte ihn seine Mutter einst versteckt vor dem gefräßigen Vater KRONOS, der die seltsame Gewohnheit hatte, seine Kinder gleich nach der Geburt zu verschlingen, da ihm nämlich prophezeit worden war, dass ihn einer seiner Söhne einmal stürzen werde. Im Falle des Zeus-Babys wurde er aber überlistet und bekam statt dessen einen in Windeln gewickelten Stein zu schlucken, das Zeus-Kindlein aber wurde von den Nymphen, den Bienen und einer Ziege großgezogen. Als junger Mann (= Gott) nahm er natürlich Rache an seinem Vater. Er befreite zunächst seine verschlungenen Geschwi-

ster wie HADES, POSEIDON, aber auch HERA, seine Schwester und spätere Gattin, die alle unverdaulich waren und immer noch lebten, waren sie doch „Unsterbliche“. Tatsächlich konnte er, wie vorhergesagt, seinen Vater stürzen und sich zum Herrn der Welt und aller Götter aufschwingen. Wenn er sich nicht in seiner Residenz auf dem Olymp (2917 m hoch) aufhält, weil er immer noch gern auf Kreta, wo ein langgezogener Berg Rücken bei Iraklion aus der Ferne als „Haupt des schlafenden Zeus“ zu erkennen ist.

In Iraklion selbst kann man die gewaltige Stadtbefestigung bewundern, die im Kern vollständig erhalten ist. Die venezianischen Wälle und Bastionen wurden im 15. Jh. angesichts der immer drohender werdenden Türkegefahr begonnen und waren erst nach über 50 Jahren fertig. Kein Wunder, dass die 21jährige Belagerung von „Candia“ (so hieß die Stadt unter den Venezianern - und der Kandiszucker kam damals von dort) die Türken 100.000 Mann gekostet hat, die Verteidiger allerdings auch 30.000. Halb Europa schickte damals Kontingente zu Hilfe, besonders Ludwig XIV. von Frankreich, aber auch deutsche Truppen, u.a. **bayerische Regimenter** waren dabei. Der türkische Oberbefehlshaber Hussein Pascha wurde nach 18 Jahren vergeblichen Anrennens gegen die uneinnehmbare Festung vom Sultan nach Istanbul zurück beordert und wegen Unfähigkeit öffentlich erdrosselt. Sein Nachfolger wusste damit, was ihm im Falle eines Misserfolges bevorstand, und schaffte es dann tatsächlich in weiteren drei Jahren: 1669 fiel Candia in türkische Hand.

Einen ähnlichen europäischen Aufmarsch hatte es schon ein paar Jahrhunderte früher gegeben, in den Kreuzzügen des Mittelalters. Beim zweiten Unternehmen dieses Namens war der Freisinger Bischof Otto mit dabei (1147/48), Onkel des Kaisers Barbarossa, den später ebenfalls die Reiselust packte, so dass er sich in das Abenteuer des dritten Kreuzzugs stürzte. Als 60-Jähriger unterzog er sich den ungeheueren Strapazen eines Kriegszuges von Regensburg aus durch Ungarn und dann

durch ganz Kleinasien-Anatolien (damals bereits seldschukisch-türkisch) Er hatte allerdings einen schweren persönlichen Unfall mit Todesfolge: Er ertrank am 10.6.1190 in dem anatolischen Flusse Göksu, damals Salef; ungeduldig wie er war, sprengte Barbarossa mit seinem Ross in die Fluten und ging darin unter. Das Heer marschierte weiter bis Antiochia, dem heutigen Antakya nahe der Grenze zu Syrien, wo eine Seuche ausbrach. Man bestattete das Fleisch des Kaisers in der dortigen Peterskirche, während man die ausgelösten Gebeine nach Jerusalem bringen wollte, sie dann aber schon vorher in der Kathedrale von Tyrus beisetzen musste. Dagegen hatte sein Onkel Otto Frisingensis den Zug durch Anatolien (42 Jahre vor Barbarossa) mit knapper Not überlebt, nachdem ein Großteil des Kreuzzugs-Heeres von seldschukischen Bogenschützen zusammengeschossen war. Otto spricht in seiner Chronik von "nostra expeditione", die zwar äußerlich missglückt sei, "bona tamen fuit ad multarum salutem animarum" (!!). Er gelangte nach Überquerung des Taurusgebirges in den rettenden Hafen von Attaleia, dem heutigen Antalya, dem Zentrum an der türkischen Südküste mit den größten Touristenmassen. Dort lagen wenigstens ein paar Schiffe bereit, auf denen Otto und mit ihm die „Oberen“ nach Syrien entkommen konnten, während der Rest seiner Truppen beim Weitermarsch an der Südküste von den Seldschuken „aufgerieben“ wurde, so dass nicht ein einziger mit dem Leben davonkam. Die Kreuzfahrer waren freilich mit den türkischen Seldschuken, durch deren Land sie sich ihren Weg bahnten, auch nicht gerade zimperlich umgegangen; falls sie mal zum Nahkampf kamen; dann konnte wohl geschehen, was Ludwig Uhland in seiner Ballade von „Kaiser Rotbart lobesam“ erzählt:

Daselbst erhob sich große Not,
viel Steine gabs und wenig Brot....
Da sprengten plötzlich in die Quer
fünzig türkische Reiter daher....
Der wackre Schwabe forcht sich
nit,.....
Er schwingt es (sein Schwert) auf des
Reiters Kopf,
haut durch bis auf den Sattelknopf,....
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
einen halben Türken heruntersinken.
...

Eine weitaus grausamere Tötungsart wäre von ZYPERN zu berichten, wohin es auch einen Teil der Kreuzfahrer verschlagen hat, nach ihnen noch viele andere, darunter wiederum die Venezianer, denn Venedig war einige Jahrhunderte lang die "Königin des Mittelmeeres" gewesen. Auf Zypern freilich waren die Os-



Der Markuskönig, Wappentier Venedigs, hier im Famagusta auf Zypern (davor Othelloturm)

manen schon hundert Jahre früher da als auf Kreta. Bereits 1570 fällt die Hauptstadt Nikosia, worauf sich der türkische Oberbefehlshaber Lala Mustafa Pascha daran macht, das stärkste Bollwerk anzugreifen, die Festung von Famagusta (heute Magoscha, im türkisch besetzten Teil Zyperns). Der Feind muss fast zehn Monate gegen die schier uneinnehmbaren Mauern anrennen, dann wird die Übergabe ausgehandelt, die noch ein grausames Nachspiel hatte: Der venezianische Kommandant Bragadino wurde nicht einfach nur getötet, vielmehr soll ihm bei lebendigem Leib die Haut abgezogen worden sein (und zwar bei einem großen Spektakel coram publico).

Beim Besuch Zyperns erinnert man sich auch des berühmten Richard Löwenherz (England), der hier Zwischenstation machte, bevor er ins Heilige Land weiterfuhr. Er war wesentlich beteiligt an der Eroberung von Akkon, das von Sultan Saladin verteidigt wurde. Nach dessen Fall verstieg sich der Held zu einer höchst unrühmlichen Tat: Er ließ in einem Zornausbruch 3000 muslimische Gefangene abschlachten, weil der Sultan das Lösegeld nicht wie vereinbart zahlen konnte. - „Wer war noch grausamer als....?“ könnte man bei Durchsicht der Weltgeschichte immer wieder fragen. Blick auf Malta: Bei der großen Belagerung von 1565 schlugen die Türken die getöteten Feinde auf hölzerne Kreuze und ließen sie von der Strömung zu den Malteser-Rittern hinüber treiben. Im Gegenzug ließ der Großmeister La Valette die türkischen Gefangenen enthaupen und deren Köpfe zu den Belagerern hinüber schießen. Die Verluste waren auf beiden Seiten enorm - Malta konnte nur mit knapper Not gerettet werden. Die osmanische Flotte segelte gerade noch rechtzeitig vor Ausbruch der Herbststürme ins Goldene Horn zurück.

Aber, Freunde, nicht immer nur diese rauen Töne beim Gang durch die Geschichte aller Zeiten, „lasst uns (wenigstens ein paar) angenehmere und freudenvollere!“ (Beethoven) anstimmen.

Sollte nicht von SIRENEN die Rede sein? Ihnen auf Seereise im Mittelmeer zu begegnen war nicht ungefährlich, außer man verfügte über die Schlaueit eines Odysseus. Mit ihrem betörenden Gesang lenkten sie die Schiffer vom Kurs ab, worauf deren Schiffe an den Klippen zer-schellten. Odysseus entging dieser tödlichen Gefahr, indem er seinen Gefährten Oropax (Wachsstöpsel Patent Homer) in die Ohren stecken ließ, während er selbst an den Mast gefesselt den Sirenenstimmen lauschen konnte. Man hat seltsamer Weise immer nur von weiblichen Sirenen gehört. Wie haben die sich aber fortge-pflanzt? Diese Frage scheint nie jemand ernst genommen zu haben - außer einem einzigen Künstler, der ein Sirenenpaar, ein Unikum ohnegleichen, dargestellt hat: der Siren, ein Vogelmann, also ein Vogel mit Männerkopf, ist an der Seite seiner Sirenenfrau dargestellt auf einem Säulenkapitell, das man in ALBANIEN finden kann. Leider will heute kaum je-



Sirenen-Ehepaar: Relief im Kloster von Apollonia, Albanien

mand in das schöne - zum großen Teil wildromantische - Land der Skipetaren reisen, obwohl es unsere Devisen dringender bräuchte als jedes andere Land Europas.

Eine ungemein freundliche Bevölkerung empfängt uns, die sich nach vierzig Jahren teilweise brutaler (kommunistischer) Enver Hodscha - Diktatur endlich auch der Freiheit und Demokratie erfreut, soweit das bei der bittersten Armut des winzigen Staates (etwa 3,5 Mill. Einwohner auf einer „Fläche“ - meist herrliche Gebirgsgegenden - von weniger als dem halben Bayern, knapp 29.000 km²) möglich ist. Dort in Albanien also gibt es den einmaligen Sirenenmann: im Mari-enkloster von Pojan (bis 1967 Bischofssitz; dann wurde in Albanien die Religion per

Gesetz abgeschafft und der erste atheistische Staat der Erde ausgerufen - inzwischen ist der ganze Spuk natürlich verschwunden), im Kreuzgang, bei dessen Gestaltung die romanische Baukunst Apuliens, genauer gesagt die Normankunst Süditaliens zum Tragen kam (anno 1107/8).

Wir sind froh, dass es die „echten“ Sirenen Homers heute nicht mehr gibt, wodurch eine Seereise im Mittelmeer fast keine Gefahren mehr bietet, es sei denn die ungemein starken Etesienwinde machen uns im Sommer das Leben schwer; jedenfalls hat der gefürchtete Meltemi (Nordostwind in der Ägäis) schon des öfteren den gesamten Fährschiffverkehr lahm gelegt und manche Jacht im warmen Meer absaufen lassen.

Weit gefährlicher war da eine Seefahrt noch zu Zeiten GOETHES, der im Jahre 1787, da er nicht ins ersehnte Griechenland gelangen konnte (es blieb ihm nur, „das Land der Griechen mit der Seele (zu) suchen“), wenigstens von Neapel nach Palermo hinüber schiffte. Dabei wurde er ein wenig seekrank; viel schlimmer aber war damals die Gefahr durch Korsaren, so dass man nicht sicher sein konnte, ob man wirklich in Palermo oder auf dem Sklavenmarkt von Tunis landen würde. Die algerischen Seeräuber waren bis weit ins 19. Jh. hinein eine Plage des Mittelmeeres.

Die alten Griechen stellten sich die überall auf den Reisenden lauern den Gefahren immer körperlich, plastisch vor, ihr Kosmos war von unzähligen gefährlichen Wesen bevölkert. Ähnliche Mischwesen wie die oben geschilderten Sirenen waren die SPHINGEN oder Sphinx, die den Körper eines Löwen und den Kopf eines Mannes, etwa eines ägyptischen Pharaos hatten. Bei den Griechen war „der Sphinx“ aber dann ein Weib, nämlich eine geflügelte Löwin mit Frauenkopf, wie die bekannte Sphinx von Theben. Sie überlebte allerdings die Begegnung mit dem cleveren Ödipus nicht, der als erster das von ihr vorgelegte Rätsel löste, worüber sie sich so stark ärgerte, dass sie spontan Selbstmord beging. Der tragische Held (der den eigenen Vater versehentlich und ohne ihn zu kennen erschlagen, die Mutter geheiratet und mit ihr zwei Kinder gezeugt, am Ende sich selbst die Augen ausgestochen hat) lieferte damit dem englischen Philosophen Francis Bacon den Beweis für seine Behauptung „**Scientia est potentia**“ (gilt das etwa auch heute wieder, nach der PISA-Studie?). Der wissende Mensch löst die Rätsel der Natur und verschafft sich dadurch Macht über die Naturkräfte, die er dann in der Technik ausnützt, dabei aber leider oft viel Schaden anrichtet.



Satyrn beim Traubenkeltern, griechische Vase 6. Jh. v. Chr

Das Fabelwesen von Theben (Mittelgriechenland) stürzte sich in den Abgrund. Die Stelle ist nicht genau bekannt, und wenn sie es wäre, könnten wir in der Tiefe der Schlucht wohl trotzdem keine Überreste mehr von ihr finden. Wir müssen daher mit ihrer Marmornachbildung im Museum von Delphi vorlieb nehmen, wo eine schöne archaische Skulptur als die „Sphinx der Naxier“ (Bewohner der Kykladen-Insel Naxos) zu bewundern ist.

A propos NAXOS: da hat sich eine rührselige Liebesgeschichte zugetragen. Hier ließ der Held THESEUS die bildhübsche Königstochter ARIADNE, der inzwischen der berühmte Faden ausgegangen war, schmählich sitzen und machte sich des Nachts verstoßen aus dem Staub. Zuvor hatte er sie zum Dank dafür, dass sie ihm und seinen Freunden das Leben gerettet und sie vor dem Aufgefressenwerden durch den biutrünstigen Minotaurus bewahrt hatte (einem Stier, der Gras verschmähte und lieber Menschenfleisch verzehrte, wenn auch nicht die eigenen Artgenossen in Form von Tiermehl!), aus ihrem Elternhaus entführt und war schleunigst aufs offene Meer hinausgesegelt.

Gar nicht anständig also, was sich der stramme Held Theseus auf Naxos geleistet hat, und doch hat es den Münchner Strauß (den Richard) zu einer spritzigen Oper animiert, zur „Ariadne auf Naxos“. Die Prinzessin blieb nicht lange an dem Ort ihres traurigen Schicksals. Was tat sie, so ganz allein gelassen? Glaubte sich in der Einsamkeit unbeobachtet, legte sich, aller Hüllen ledig, in ihrer zauberhaften natürlichen Schönheit einfach unter eine Tamariske und schlief so ein, ein verlockendes Objekt für jedes Malerauge (z.B. den Amerikaner Vanderlyn 1813) und auch für manchen der olympischen Götter, wenn er gerade des Weges kam, wie DIONYSOS auf der Suche nach

optimalen Anbauflächen für sein Lieblingsgewächs, die Weinrebe. Sofort vergaß er seine agrarischen Ambitionen und gab sich hemmungslos der schönen Ariadne hin, mit einer Leidenschaft wie sonst nur dem süßen Rebensaft, für den er die göttliche Schirmherrschaft hatte. Wie lange das Liebesglück der beiden währte, wissen die Götter, kein Mensch hat es überliefert. Aber den Weingott selbst gibt es tatsächlich noch auf Naxos, freilich hat er sich in Stein verwandelt. Wir finden ihn bei dem Dorf Ston Apollona in einem antiken Marmorsteinbruch, wo er als über zehn Meter hoher liegender Marmorkoloss zu bewundern ist.

Den sonderbaren „SÄULENSTEHER“ muss man in Syrien aufsuchen: gemeint ist der Säulenheilige ST. SIMEON, der in der Nähe von Aleppo in den Ruinen des nach ihm benannten Klosters „Qalaat Seman“ lebte. Dorthin zog sich der radikale Asket des 5. Jh. n. Chr. zurück, nachdem er bereits Weltruf genoss und sich vor den herbeiströmenden Pilgern kaum noch retten konnte. Daher kletterte er, um sich seinen Verehrern zu entziehen, auf jene 20 m hohe Säule, von der wir heute freilich nur noch das Postament sehen, und verbrachte dort oben (stehend? sitzend? schlafend?) dreißig Jahre bis zu seinem Tod im 70. Lebensjahr.

Sehenswürdigkeiten also mehr als genug für unsere Reisen in die Länder rund ums Mittelmeer und eine unerschöpfliche Fülle an mythologischen und historischen Reminiszenzen.

„Du kannst dich also nach Belieben in der Welt umsehen: denn die beste Bildung findet ein gescheiter Mensch auf Reisen“ (Goethe in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“)



HERRMANN & WIEDENMANN

RECHTSANWÄLTE

München · Freising · Ulm

Wirtschaftsrecht
Steuerrecht
Gesellschaftsrecht
Vertragsrecht
Erbrecht

Arbeitsrecht
Immobilienrecht
Kapitalanlagerecht
Allg. Zivilrecht
Prozessführung

Büro Freising:
Dr. Florian Herrmann, LL.M.
Bahnhofstrasse 18 · 85354 Freising
Telefon 08161 / 98 64-90
Telefax 08161 / 98 64-91

www.herrmann-wiedenmann.de



Die **Untersuchung**
seiner Umwelt lässt ihn
seine **Persönlichkeit**
entwickeln.

Wir analysieren und bewerten
Chancen und Risiken, um individuelle
Vermögensanlagen zu empfehlen.

SPERRER
◆ PRIVATBANK

Die Privatbank sagt: „Willkommen!“

3 x in Freising · 1 x in Moosburg · www.sperrer.de

Interview mit: Staatsminister a. D. Dr. h. c. Hans Zehetmair

Anfang März, wenige Tage nachdem Herr Staatsminister a. D. Dr. h. c. Hans Zehetmair (Abiturjahrgang 1957) seine neue Stellung als Vorsitzender der Hanns-Seidel-Stiftung angetreten hatte, gab er dem Dom-Spiegel ein Interview, das wir hier leicht gekürzt wiedergeben.

Herr Staatsminister, zunächst möchten wir Ihnen zu Ihrer neuen und, wie wir vermuten, interessanten Tätigkeit gratulieren und Sie auch gleich fragen, worin Sie den Schwerpunkt Ihrer Arbeit für die Hanns-Seidel-Stiftung sehen.

Ja, das ist aus meiner Sicht eine interessante Tätigkeit. Wenn man so lange wie ich aktuelle Politik gestaltet hat, was ja auch immer heißt, Alltagspolitik mit oft kurzfristigen Entscheidungsnotwendigkeiten, dann ist das für mich eine willkommene Abrundung, um die Erfahrungen dann auch in eine generelle politische Bildungsarbeit einzuführen. Ich bin der Meinung, dass eine gut gewachsene demokratische Gesellschaft eine besondere allgemein staatspolitische und nicht nur parteipolitische Fortbildung braucht, für die Zukunft der Demokratie, für Freiheit, Frieden und Entwicklung. Diese sind auch die Maximen der Arbeit dieser politischen Stiftung. Ich denke, dass jetzt mit Blick auf die neue politische Etappe der Europäischen Union mit zehn neuen Beitrittsländern eine gewaltige neue Herausforderung der politischen Bewusstseinsbildung auf uns zukommt. Die bisherige erste Etappe der europäischen Einigung ist nicht rundherum zufriedenstellend gelaufen. Sie war zu stark auf das nur Materielle ausgerichtet. Ich sage manchmal, Europa kann nicht nur ein Europa der Fleischöpfe sein, sondern muss als Wertegemeinschaft, als Schicksalsverbund und auch in der Dimension unseres christlichen Abendlandes gesehen werden. Darin erblicke ich die besondere Legitimation und Aufgabe der politischen Stiftung, die einer C-Partei nahe steht.

Gibt es bereits konkrete Pläne, die im Zusammenhang der Erweiterung der EU stehen, was das Programm der Stiftung angeht?

Zunächst gibt es einen Termin, zu dem ich mich auf der Halbinsel Krim mit allen Referenten, die wir im osteuropäischen Raum haben, treffen werde, um anstehende Fragen zu erörtern und wie man



Hilfen und Kontakte vertiefen könnte. In der Sache selbst geht es darum, dass wir den weiteren Weg Europas bestimmen müssen, vor allem auch mit Blick auf die Türkei. Wir müssen uns klar darüber werden, was uns in Europa verbindet, und müssen eine Europäische Union der Menschen auch stabilisieren gegenüber den Bürokraten in Brüssel, die immer zentralistischer und immer ortsferner zu werden drohen. Und wenn nun 10 neue Beitrittsländer kommen, von denen acht kleiner sind als der Freistaat Bayern, dann muss man auch deren Sensibilität verstehen und sich bewusst sein, dass sie noch irgendwo eine Heimat brauchen. Das ist gerade im Bereich der Kultur und Bildung eine besondere Herausforderung. Da ich ja immer für kulturelle Vielfalt und den Föderalismus stand und stehe, meine ich, dass ich diese Perspektiven weitergeben kann.

Wie war denn der Anfang Ihrer Tätigkeit in diesem Hause?

Ein sehr angenehmer. Mir ist aus dem Haus ungemein viel Sympathie entgegengebracht worden. Es ist deutlich erkennbar, dass man bereit und interessiert ist, mit mir zusammenzuarbeiten. In der ersten Abteilungsleiterversammlung ist deutlich geworden, dass alle gut an Bord sind, dass alle auch bei der Frage nach den Perspektiven gut vorbereitet waren und damit auch zur Kenntnis gaben, sich voll einbringen zu wollen. Und auch bis zum heutigen Tage höre ich, dass die Stimmung gut ist. Damit will ich nichts gegen meinen Vorgänger sagen. Ich komme halt aus einem anderen Stall. Wenn man so lang im politischen Bereich

ganz aktiv vorne stand und, zumindest was die Bildungs- und Kulturlandschaft Deutschlands betrifft, auch nicht unbekannt ist, kann ich eine neue Mitgift in die Hanns-Seidel-Stiftung einbringen.

Mit wie vielen Mitarbeitern haben sie es in der Hanns-Seidel-Stiftung zu tun?

Wir haben hier im zentralen Bereich der Verwaltung in der Lazarettstraße über 150 Leute und im Ausland weltweit, im asiatischen, südamerikanischen, afrikanischen und europäischen Raum, etwa genau so viele. Wir haben auch viele „native speakers“ als Mitarbeiter in den jeweiligen Ländern. Da hat die Hanns-Seidel-Stiftung, wie auch vielleicht die anderen deutschen Stiftungen, in den letzten Jahrzehnten gut vorbereitet. Wir haben inzwischen Damen und Herren, die als Stipendiaten der Hanns-Seidel-Stiftung sich besonders qualifiziert haben und des Deutschen neben ihrer Muttersprache kundig sind, so dass unsere Vertretungen zwar von einem Deutschen geleitet werden, aber in einem kollegialen Verhältnis zu jemandem, der aus dem Land stammt. Das verschafft uns auch insgesamt eine hohe Akzeptanz.

Indem wir auf Ihre zurückliegende Tätigkeit als Bayerischer Kultusminister und dann als Wissenschaftsminister zurückkommen, möchten wir Sie fragen nach den Stärken und Schwächen, die das bayerische Bildungswesen Ihrer Meinung nach hat.

Also, ich darf resümierend sofort sagen: Die Stärken des bayerischen Bildungswesens im föderalen System der Kooperation und der Konkurrenz überwiegen deutlich. Aber natürlich erkennt man, noch dazu im Bildungsbereich, wo es um Menschen geht, deutlich auch Schwächen nicht nur im Personal, sondern auch im Sinne von Eugen Roth, dass dieses Leben immer lebensgefährlich sei. Erziehung lässt sich nicht so reglementieren wie juristische Machwerke und von daher ist es der spannendste Bereich gewesen, den ich mir hätte vorstellen können. Aber er ist auch derjenige, der am wenigsten in eine Nomenklatur gezwungen werden kann. Und das macht dann auch die Fruchtbarkeit des Lebens und des Nehmens aus. Schwächen sind sicherlich dort gegeben, wo man an der Nahtstelle ist, etwas verordnen zu müssen im Sinne der Vergleichbarkeit, im

Sinne der rechtlichen Überprüfung in so einem perfekten Staat, wie es der deutsche halt ist. Wir Deutsche sind ja von der Mentalität Perfektionisten. Diesbezüglich liegen immer auch Schwächen im Bereich der Bildung, weil Bildung ohne die Freigabe der Kreativität immer zu stark eingegrenzt ist. D. h., ein Schulleiter durfte nicht allein auf Eigenwilligkeit setzen, selbst wenn er diesen oder jenen eigenwilligen Kopf durchaus auch geschätzt hat. Es ist eben diese Balance, die man halten muss, zwischen langer Leine und gewissen Orientierungsnormen. Ich galt ja sicherlich als einer, der streng wertorientiert ist, aber ich habe dem einzelnen nie ins Handwerk gepfuscht. Nur das Bild einer menschenorientierten Bildung musste in jedem Bereich, in jeder Phase Maxime sein. Darum war ich oft mit dem Lehrer als meinem Partner streng, insofern als ich von ihm erwartete, dass er vor Ort das macht, was wir als Bildungspolitik anstreben. Dafür wird er auch bezahlt. Ich habe halt immer das Gut Kind hoch eingeschätzt, weil es für mich die eigentliche Zukunftsperspektive war, und wollte auch, dass die Eltern eingebunden sind. Aber sie sollten nicht einseitig von der Schule fordern, sondern sie mussten auch ihren Beitrag einbringen und durften nicht in der Familie versagen. Mit anderen Worten: Die Entwicklung, dass die Kleinfamilien, zunehmend mit Einzelkindern, grenzenlose Forderungen an die Schule gestellt haben, habe ich immer wieder durchleuchtet und auch relativiert; und schon 1986, als ich begann und es noch gar nicht modern war, über Erziehung zu reden, habe ich immer wieder den Erziehungsauftrag eingefordert, der Elternhaus und Schule, in dieser Reihenfolge, gemeinsam berührt.

Wofür haben Sie als Minister besonders gekämpft?

Eigentlich waren die ganzen 17 Jahre immer wieder ein Kampf. Von Anfang an war für mich kaum nachvollziehbar, dass dieser Gralshüter des Föderalismus, der Bayern ist, im Grunde sich in den Dingen besonders hervorgetan hat, wo Europa oder der Bund zuständig sind, aber in den Bereichen, wo wir wirklich unser Krongut hatten und haben, schon im Parlament immer weniger Interesse da war. Es spricht ja Bände, dass Periode um Periode es mit am schwierigsten war und ist, qualifizierte Abgeordnete in den Bildungsausschuss zu bekommen, für Schule wie für Hochschule. Da wollten sie alle in den Wirtschaftsausschuss oder in den Haushaltsausschuss - klar, denn das ist schon ein Privileg -, aber der Bildungsausschuss war fast so wenig begehrt wie der Petitionsausschuss. Das

habe ich deswegen nie verstanden, weil eben Kulturpolitik das Kernstück der Eigenstaatlichkeit der Länder ist. Und deswegen habe ich mich auch besonders verantwortlich gefühlt für das Bildungswesen in unserem Lande, für alle Menschen, für die man an dieser Stelle da ist. Es geht ja immer um Menschen. Das Folgende möge nicht überheblich klingen. Meine Stärke als Minister lag darin, dass ich in der politischen Korona ein gutes Standing hatte. Es nutzt ein noch so edler Schöngest nichts in dieser rauen Welt. Es mag durchaus schön sein, in der akademischen Runde einen Konsens zu finden, aber wenn dann der kalte Wind durchzieht, muss man das durchstehen und darf nicht nur ein Alibi im Kabinett sein. Und da ich mich zu allen politischen Themen zu Wort gemeldet habe und melden durfte, hat es auch zu Stärken in der Bildungsposition beigetragen. Ich denke, wir haben gerade durch das PISA-Ergebnis in jüngerer Zeit feststellen können, und diese Bilanz ziehe ich auch für mich, dass diese Standfestigkeit und der lange Atem, den man nach meiner Überzeugung im Bildungswesen braucht, letztlich ein gutes Zeugnis bekommen hat, obwohl zwischendurch, und das wollen ja viele nicht mehr wahrhaben, der wetterwendische Geist auch in unseren Reihen geherrscht hat. Heute sind wir geistige Führer in diesem europäischen Konstrukt und nicht die „comprehensive school“ von Großbritannien oder sonst was. Also, ich glaube, das ist die Stärke, die ich herüberzubringen versucht habe, dass man nämlich in der Bildungspolitik einen langen Atem braucht und, ich sag es etwas pointiert, auch den Mut zu einem retardierenden Moment. Mit andern Worten, wenn du der Versuchung erliegst, der Politiker in besonderer Weise immer ausgesetzt sind, nämlich immer schnell eine neue Schlagzeile zu liefern, dann tust du der Schule, sprich dem Lebensraum von Lernenden und Lehrenden und letztlich auch der Eltern, keinen guten Dienst. Noch wichtiger als in anderen Bereichen sind im Bildungswesen Verlässlichkeit und Perspektive.

Sehen wir es richtig, dass der Bildungspolitiker Zehetmair nicht zuletzt deswegen in diesem Bereich der Politik einen guten Stand hatte, weil er gehärtet war durch die anderen politischen Tätigkeiten als Kommunalpolitiker, Landrat, Landtagsabgeordneter?

Das ist absolut richtig. Ich musste erst gegen das Ondit kämpfen: „Wie will denn der die Hochschulen leiten?“ Aber ich kann sagen, dass ich seit Jahren nicht nur von den Hochschulen voll akzeptiert war, sondern dass sich die verschiedenen Sparten und Bereiche in gleicher

Weise bei mir fokussiert fühlten. Sie wussten jedenfalls, dass ich nicht nur eine bestimmte Neigung hatte oder ein Fach, sondern die Universitas litterarum über alles setzte. Wohlgermerkt, in unserer Zeit, in der immer mehr die Gefahr besteht, dass wir eine Addition von „Fachidioten“ bekommen, ist Allgemeinbildung wichtiger denn je. Dieses Thema treibt mich hinsichtlich der allgemeinbildenden Schule und insbesondere des Gymnasiums nach wie vor um. Was ist das richtige Bildungsgut? Ich habe der schwächelnden Geisteswissenschaft, die gegenüber der erdrückenden Übermacht der Technik und Naturwissenschaft zu resignieren drohte, immer in besonderer Weise geholfen. Das ist bekannt. Wenn jemand automatisch stark ist, musst du ihn nicht noch spritzen. Aber wenn jemand schwächelt und eine Krise hat, musst du dich mehr um ihn kümmern. Ich gestehe, ich war gestählt durch die Erfahrungswerte, die ich aus verschiedenen Positionen sammeln konnte: als Lehrer - ich will das ja nicht außer Betracht lassen - in einer soliden und angesehenen Schule, als Vater von drei Kindern, der die Differenz zwischen dem, wie man es man gern gehabt hätte, und dem, was auch ich in den Entwicklungsphasen registrieren musste, und als kommunaler Sachaufwandsträger von weiterführenden Schulen. So habe ich die Probleme mit einer ganzen Palette von Erfahrungen angehen können, was mich davor bewahrt hat, hier Politik vom grünen Tisch zu machen.

Was ist Ihre Idealvorstellung vom Gymnasium?

Das Gymnasium habe ich nie als Sammelbecken für alle möglichen Begehrlichkeiten gesehen, sondern als Einheit mit neun anstrengenden Jahren in drei Stufen: Unter-, Mittel- und Oberstufe und nicht Sekundarstufe I, Sekundarstufe II etc. Idealerweise sollte es grundständig mit Latein beginnen und dann schon im zweiten Jahr mit Englisch, der Lingua franca von heute. Latein fördert strukturelles Denken. Ich habe zum zweiten für das Gymnasium immer einen Gleichklang zwischen den Geisteswissenschaften und den Naturwissenschaften gewollt, d. h. dass man die Fundamente so setzt, dass die Ganzheitlichkeit der Person in den Mittelpunkt gestellt wird. Diese Meinung hat sich von Jahr zu Jahr verstärkt, weil die Zeit einem immer schnellerem Wechsel unterzogen war und weil ich es auch für die Orientierung des Menschen, hier des jungen Menschen, als besonders wichtig betrachtet habe und betrachte, dass sie eine geistige, eine philosophische Grundlage haben, die mit Sprache und Geschichte auf

der einen Seite, mit Mathematik als Mutter der Wissenschaften von der Antike her und den Naturwissenschaften auf der anderen Seite vermittelt wird. Ich war immer dagegen, dass die Schule dem Zeitgeist frönt und zuviel hineinpackt, was aus der Erfahrung kurzlebig ist.

Wie sehen Sie heute als ehemaliger Lehrer die Position der Alten Sprachen?

Also ich sehe ihre Lage nicht so pessimistisch, wie sie von der Entwicklung in den Zahlen immer gesehen wird. Wenn man berücksichtigt, dass das Gymnasium früher eine Auswahlchule war mit den zentralen Fächern der klassischen Philologie und dass jetzt das humanistische Gymnasium und die anderen weiterführenden Schulen immer mehr Schüler zur Hochschulreife hinführen, dann war für mich im Trend der Zeit auch klar, dass nicht mehr die Gesamtheit der Gymnasiasten vom humanistischen Geist erfasst wird. Ich bin ja auch nicht fürs Stehenbleiben. Aber ich sage: Es kommt bei der großen Masse von gymnasialen Schülerinnen und Schülern nicht darauf an, dass sehr viele von ihnen nach wie vor den Gang durch Latein gehen und in Bayern, wenn auch schmal, durch Griechisch, sondern dass es im Gesamtgeflecht auch das Denken aus dem humanistischen Geist heraus noch gibt. Und wenn man redlich umgeht mit den neuen Sprachen und wenn es gut ausgebildete Lehrer sind, dann wird auch mehr unterrichtet, als was man an Sprache im Umgang braucht. Sonst schicke ich die Schüler nicht aufs Gymnasium, sondern in die Hotelschule, die sie in der Schweiz dreisprachig üben Winter machen. Dazu habe ich nicht das Gymnasium. Manche meinen, Sprachkenntnisse des Umgangs reichen, aber das ist noch nicht der Nachweis von Bildung. Von daher wünsche ich mir, dass die humanistischen Fächer, vor allem Latein, verstärkt herüberbringen, welches Geistesgut als Vademekum sie mitgeben.

Das neue G 8 wird z. Zt. vornehmlich negativ beurteilt. Sicherlich ist es ein Reformansatz, der das gesamte Bildungssystem umstrukturieren wird. In welche Richtung sehen Sie die Umstrukturierungen laufen?

Ich sehe sie nicht in der Gänze so laufen, wie ich es mir vorstelle. Der Kernpunkt des Unterschiedes ist nicht das Ob. Ich selber sage, gut vorbereitet, gut durchstrukturiert ist es durchaus auch dem Zeitrend entsprechend, bei der steten Aussage einer lebenslangen Fort- und Weiterbildung, dass man in Schule und Hochschule die Phasen der Bildung

straff hält. Bezüglich der Regelstudienzeit habe ich viel unternommen. Damit Bildung nicht zum Billiggut wird, qualitativ auch einer internationalen Norm standhält und dem Menschen als Individuum gerecht wird, muss man jetzt, und das ist jetzt der Punkt meines Monitums, darauf schauen, dass man dem Zeitgeist nicht zu sehr frönt und, ich sage es mal zusammengefasst, die Gewichtung des Anwendungsorientierten nicht mit Priorität versieht, sondern das, was die Kurzatmigkeit der Wellengänge überlebt. Und das bedeutet, dass man die Struktur einer Sprache in Gänze und nicht in Lücken vermitteln muss. Es ist sekundär, um welche Sprache es sich dann handelt. Das sage ich auch als Altphilologe. Es muss nur im Denken, wie ich es als Altphilologe gewohnt bin, darum gehen, dass es auch auf die Kleinigkeit ankommt, auf die Feinheit. In unserer oberflächlichen Zeit, in der Computer uns viel Denken abnehmen, in der Sätze durch Satzketten ersetzt werden, halte ich es für besonders wichtig, im Sinne der eigenen Disziplin und der Entfaltung der Persönlichkeit, dieses Vollständige exemplarisch anzustreben durch exemplarisches Lernen. Nicht, weiß Gott, noch was draufsatteln. Da ist immer noch das Leben da mit seinen offenen und freien Angeboten. Und der Trend mit den acht Jahren hat ja auch was zu tun mit dem Trend zu mehr Ganztagsangeboten. Und dieses Thema Ganztagsangebot wird im Gymnasium nicht stehen bleiben bei der Ganztagsbetreuung, sondern wird deutlich bringen, dass man, zumindest ab einem bestimmten Alter, vergleichbar mit der beruflichen Ausbildung, dann mehr in ganzen Tagesangeboten denkt, die aber nicht allein bedeuten, dass die Schüler Stoff aufnehmen müssen, sondern dass sie dialektisch damit umzugehen lernen. Nur dann wird man die Chancen, die uns das Internet bietet, auch bildungspolitisch werten können, und nur in dem Umfang, nicht in der Gegensätzlichkeit und in der Spielwiese-Mentalität. Ich denke also, dass wir eine wichtige Strecke vor uns haben, die gesamte Bildungslandschaft, ausgehend von der Kürzung des Gymnasiums, zu überdenken bis hin zu der Frage, ob es dann schlüssig bleibt, die mittlere Reife erst nach der 10. Jahrgangsstufe zu verleihen, und ob dann nicht die Folge bis hin zur Pflichtschule wäre, den Besuch der Schule nach 9 Jahren, zumindest fakultativ, zum Abschluss zu bringen. Dass manche drauflegen müssen, was früher nur Nachsitzen bedeutet hat und man heute etwas generöser behandeln kann, das ist eine andere Frage. Aber wenn wir schon überall sagen: in begrenzter Zeit, dann bedeutet das, dass wir viel Ballast wegtun. Dazu möchte ich aber auch sagen, dass ich es

bald nicht mehr hören kann, wenn es nur heißt, dass die Stoffpläne überfüllt sind und man da noch wegnehmen kann. Wenn nämlich beim Entrümpeln die Stunde der Wahrheit kommt, dann ist es mit den Lehrplanentwürfen ungefähr so wie beim Einschränken in anderen Dingen, wo frei nach Norbert Blüm alle Beifall klatschen, wenn es heißt, wir müssen den Gürtel enger schnallen, aber bitte nicht bei mir. Das muss man sehen.

Sind Sie mit uns traurig darüber, dass bei der Einführung des G 8 viele derer, mit denen man hätte reden können, irgendwie darüber konsterniert sind, wie es gelaufen ist?

Ich will diplomatisch antworten. Ich meine, das sage ich aus der Erfahrung der jungen Jahre in der Hochschulreform, bei einer wirklichen Reform musst du verschiedene Dinge von außen vorgeben, sonst kommst du nicht weiter. Auf der anderen Seite musst du bei einer Reform, wenn sie erfolgreich sein soll, wo immer es geht, die Leistungsträger mit ins Boot nehmen. Dieses zweite ist jetzt die Aufgabe, da das erste sehr abrupt vorgenommen wurde. Aber ich denke, wozu ich auch die Kollegen und Kolleginnen bei allem momentanem Groll ermuntern möchte, dass es hier um epochale Weichenstellungen geht und dass dann das Ganze sich sehen lassen kann, wenn das kluge Know-how und die Empirie des Alltags derer an der Front mit eingebracht werden.

Sie waren maßgeblich beteiligt an der Durchsetzung der Rechtschreibreform. Wie sehen Sie die neue Orthographie heute im Abstand?

Also, das ist fast die tragische Facette meines politischen Lebens, dass ich derjenige war, der die schlimmsten Vorschläge, und es gab wahrhaftig ganz schlimme, dieser Rechtschreibreform aus dem „Wiener Kongress“, beseitigt hat, der nicht die Apotheke ohne h zuließ, der nicht den Philosophen mit f wollte, dem die Schreibweise des Ketchup egal war, weil er das nicht unter Kultur subsumiert und der dann gegebenenfalls den Fehler gemacht hat, das Modifizierte schließlich mitzutragen. Nun es gibt auch gewisse Zwänge von Entwicklungen, wenn etwas so und so weit ist, dann ist es müßig, sich nachher zu fragen, ob du es nicht hättest ganz kippen können. Ich glaube nach der langen Vorarbeit, die schon vor meiner Ministerarbeit begonnen hat, wäre das damals kaum noch möglich gewesen. Aus Fehlern wird gelernt, und das Problem der Rechtschreibreform heute ist die Mentalität der Belieblichkeit. Es ist nicht das Inhaltliche im

einzelnen mit dem doppelten S usw., sondern das Gefühl, man könne alles nach Belieben schreiben. Und das wurde auch so verbreitet, als der amtierende Bundespräsident damals sagte, er werde so schreiben wie bisher, ähnlich wie Kaiser Wilhelm bei der Reform von 1904 gesagt hat, dass ihn das nicht mehr interessiert. Aber, wenn ich meine Enkel beobachte, dann muss ich feststellen, dass es für sie überhaupt kein Thema ist. Doch wenn es beispielsweise heißt, man kann die Kommata weglassen, dann ist es eine Verwässerung der Denkdiziplin, weil es ja die Kola sind, welche die Sinneinheiten erkennbar machen.

Welche Rechtschreibung benutzen Sie privat?

Ich benutze die neue Rechtschreibung. Dort wo ich wählen kann, bin ich für die sinnvollere Orthographie, in der Regel die alte. Ansonsten benutze ich zu 98 Prozent die neue. Ich nehme mal an, dass ich auch einige Dinge falsch mache. Und ich setze alle Kommata.

In Ihrer Zeit als Kultusminister und später als Wissenschaftsminister hat sich die bayerische Museumslandschaft unter Ihrer Mitwirkung wohltuend verändert. Was waren die Beweggründe und gegen welche Widerstände mussten sie ankämpfen?

Widerstände gab es natürlich, weil es damals schon die Zeit der knappen Kassen war, zumindest keimte sie schon auf. Warum habe ich diese Akzente gesetzt? Ich bin zunehmend innerlich davon überzeugt geworden, dass wir Orientierungsanker für unser Geschichtsbewusstsein brauchen und für das Ja zu unserer Kultur. Unsere Museen sind Zeugen dieser kulturellen Landschaft, und deswegen habe ich gerade den Bereich der Gegenwartskunst vorangetrieben. Nicht, weil ich zu denen gehöre, die damit prahlen, moderne Bilder zu haben, obwohl sie oft wenig verstehen und sogar wissen, dass sie strittiger sind als die klassischen Bilder früherer Jahrhunderte. Ich habe oft genug gesagt, die Alte Pinakothek, das ist wie ein Heiligtum und steht über der Diskussion. Die Pinakothek der Moderne muss ein Forum der Diskussion sein zwischen den Generationen. Eine Gegenwartskunst ist erst im Entstehen, niemand weiß, jedenfalls ich nicht, was davon in 50 Jahren bestehen wird. Doch als konservativer Mensch, der aber ideologiefrei ist und nicht nur nach alt und neu geht, will ich und wollte ich in der Zeit meiner Verantwortung dafür gerade stehen, dass wir keinen Fadenriss der Geschichte und der Kulturgeschichte haben und auch die Gegenwartskunst

und die Kultur unserer Zeit fördern. Das gilt für die Produkte wie für die Personen. Da ich so genau Bescheid weiß, wie schwer es unsere Künstler im ganzen haben, und zwar auch sehr gute, wenn sie nicht irgendwo in die Marktgliederung hineinspringen konnten, von der Literatur beginnend bis hin zur darstellenden Kunst, ich aber sagen muss, wenn wir dies veröden lassen, dann geht ein wichtiger innovativer Bereich mit seinen kreativen Möglichkeiten verloren, den wir brauchen, zumal in unserer technisierten und einseitig kognitiven Gewichtung. Und deswegen war es mein Ehrgeiz, nicht nur vor allem mit den wahrhaftig wunderbaren Museen für Jahrhunderte der Königszeit, sondern auch für unsere Zeit eine Antwort zu geben. Das war es, warum das Museum des 20. Jahrhunderts in Nürnberg, das Museum Schäfer in Schweinfurt, auch dieses dezentral, das exotische Buchheim-Museum am Starnberger See in der Symbiose von Natur und Kultur und besonders als das größte Museum für die Kunst des vergangenen Jahrhunderts in Deutschland, die Pinakothek der Moderne geschaffen wurden. Für mich war es letztlich auch eine föderale Angelegenheit. Ein Stück Vermächtnis war mir auch das Wort von König Ludwig I.: „Wir werden zwar nie die führende Rolle in der Politik spielen, aber wir wollen führend sein in der Kultur“. Das ist, jetzt kurz gesagt, eigentlich der Impuls gewesen, warum ich mich da so bemüht habe, gegen viele Widerstände. So etwas kriegst du auch in einer CSU-Mehrheitsfraktion nicht gleich durch. Ich habe vorher schon gesagt, dass es auf das politische Standing ankommt, wie man so neudeutsch sagt. Wenn ich nicht einen guten Namen hätte, dann hätte man mir den „Spleen“ nicht durchgehen lassen. Also, was ich im Kleinen mit dem Bauernhofmuseum als Landrat den Erdingern zugemutet habe, worauf heute alle stolz sind, ist im Großen hier ähnlich. Und ich sage mit großer Freude, dass Stoiber dazu gewonnen werden konnte und auch immer zugegeben hat, dass das nicht sein Feld ist, dass er aber voll verinnerlicht hat, wie wichtig es für die Befindlichkeit der Menschen im Freistaat Bayern und die Außenwirkung dieses Freistaates ist; zuletzt, sag ich, auch als Standortfaktor für wirtschaftliche Ansiedlungen, und zwar zuletzt, weil Kunst nicht dazu da ist, damit sich die Wirtschaft ansiedelt. Aber das gehört auch dazu.

Aus Ihrer Antwort hört man heraus, dass Ihnen die Pinakothek der Moderne wichtig war als Markstein. Sehen wir das richtig, dass der Föderalismus in der Kulturpolitik ein weiterer Schwerpunkt war?

Beides ist zutreffend. Ich gelte in der Bildungs- und Kulturpolitik Deutschlands als der Gralshüter des Föderalismus. Ich stehe für den Freistaat Bayern, ein Land, das die längste ungebrochene Geschichte aller Länder in Deutschland hat, nur die Stadtstaaten sind vergleichbar, und habe es immer als besondere Aufgabe gesehen gegenüber den wachsenden Begehrlichkeiten der Zentralregierung in Berlin, übrigens ganz gleich, von wem sie gestellt wurde und wird, dass wir hier diesen Fundus, den Deutschland wie kein anderes Land der Erde hat, hochhalten. Gehen Sie nach Frankreich, gehen Sie nach Großbritannien, in die zentralregierten Staaten, dort haben Sie glänzende Hauptstädte, aber sonst weite Flächen bis zur Öde hin. Hier haben wir einen steten Konkurrenzkampf zwischen Berlin und München um die reichere Kultur; doch es lohnt sich auch, die Ausstellung über den jungen Picasso in Köln anzuschauen oder ins Thalia-Theater in Hamburg zu gehen; Stuttgart bietet eine traumhaft gute Oper; und so könnte ich jetzt Akademien, Hochschulen, Fakultäten und Lehrstühle aufzählen. Das gehört, nebenbei gesagt, auch in die Begründung, warum der Vorschlag von Frau Bulmahn mit sechs Eliteuniversitäten unbedacht und dümmlich ist. Das kann nur jemand sagen, der sich nicht auskennt. Das ist das eine, und das andere ist, ich sage noch einmal, ich wollte für die Menschen von heute ein sichtbares Zeichen der Identifizierung mit diesem Museum setzen und das ist voll und ganz gelungen. Das gehört zu meinen ungetrübten Glücksgefühlen.

Ein vielleicht ein wenig getrübtes Glücksgefühl: Das Haus der Kunst. Warum musste Vitali gehen?

Das kann ich sagen, weil dies schon einen gewissen zeitlichen Abstand hat. Das Haus der Kunst ist ja von mir in eine neue Rechtsform gebracht worden, in eine Betreiber-G.m.b.H., damit es vom Staat und seinen haushalterischen Reglementierungen und Vorschriften frei gemacht wird. Man muss wissen, dass dieses Haus der Kunst ein Riesenhaus ist, das keine Magazine hat, und für jede Ausstellung sich aus allen Herren Ländern was besorgen muss. Also braucht es einen konzeptionellen Geist, und das war in vorbildlicher Weise Christoph Vitali. Ich habe ihn daher auch aus Frankfurt geholt für einen Fünf-Jahre-Vertrag, wie es halt so üblich ist, und habe ihm rechtzeitig einen weiteren Fünf-Jahre-Vertrag gegeben mit Zustimmung des Aufsichtsrates, dessen Vorsitzender ich war. Auf Grund der gesundheitlichen Entwicklung von Vitali und der damals resultierenden

neuen Herausforderung blieb mit nicht erspart, nach zehn Jahren dieses Vertragswerk zu beenden. Ich habe ihn in Ehren verabschiedet und wir stehen heute in einem guten Kontakt zueinander. Und ich habe dann den Chris Dercon ausgesucht, weil er einer von der neuen Zeit ist. Vitali war bequemer als es Chris Dercon ist. Der ist ein frecher Belgier, aber er bringt auch neue Facetten. Und wir müssen den Haushalt einhalten. Vitali hat seine Verdienste, aber jeder hat seine begrenzte Zeit.

Wenn Sie zurückschauen auf die Lehrerzeit, die Landratszeit, die Zeit als Abgeordneter und die Ministerzeit, welche Rolle spielt dann Ihre Zeit als Lehrer?

Neben der Vermittlung als Fachlehrer

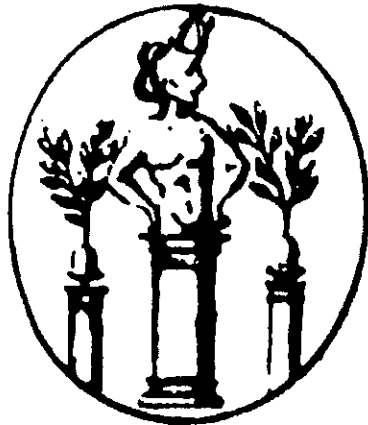
dessen, was ich gelernt und studiert habe, war mir eine zweite Säule nicht weniger wichtig, nämlich als Pädagoge meinen Schülerinnen und Schülern Orientierungshilfe zu bieten. Dieses zweite war mir immens bedeutsam und hat für meine ganze politische Laufbahn eine entscheidende Rolle gespielt. Meine humanistische Ausbildung, meine philosophische und staatsphilosophische Verankerung haben mir in vielen Bereichen, wo es politisch hektisch zugeht, Gelassenheit und Gefasstheit gegeben, was ich durchaus untermauert habe durch entsprechende Sentenzen aus der Antike bis zum Respite finem. Und zum zweiten, mein Umgang im kommunalen Amt, das ja immer besonders bevölkerungsnah sein muss, war sicherlich geprägt durch den Umgang mit neuen Leuten,

die zu formen waren und die tagtäglich nicht berechenbare Erscheinungsformen zeigten. Ich werde immer zu meiner Ausbildung stehen und bin der Meinung, dass vor allem der Lehrerstand mehr von sich halten muss und kann, wenn er sich bewusst ist, dass die Bildung in unserer Zeit die verbürgte Mitgift ist, welche die Zeiten überdauert. Uns Lehrern ist das schönste Amt anvertraut, das es gibt, nämlich junge Menschen zu bilden.

Herr Staatsminister, wir danken für das Gespräch und wünschen Ihnen, dass Sie hier als Vorsitzender der Hanns-Seidel-Stiftung erfolgreiche Jahre erleben.

ABRAXAS

Bücher in Freising



Bahnhofstr. 14 · 85354 Freising
Tel. 0 81 61 - 72 30 · Fax 59 27
Vorverkauf: 0 81 61 - 417 00

Ein Tag auf dem Traumschiff

Es ist ein ungewöhnliches Schiff, das ich Ihnen vorstellen will, sehr geehrte Damen und Herren. Solide fundamementiert und festgemauert in den Vorbergen des Bayerischen Waldes steht es mitten in der heilsamen Luft der Tannen und Fichten und lässt sich nur durch unsere Phantasie in Fahrt bringen. Darf ich mit der Beweglichkeit Ihrer Einbildungskraft rechnen, darf ich Sie zu einem Besuch an Bord einladen? Ich werde Sie allerdings bitten müssen, das Deck rechtzeitig wieder zu verlassen. Aber wir wollen in der kurzen Zeit auch nicht den kleinsten Schatten auf Ihr ausflugsfrohes Gemüt werfen. Deshalb haben wir sogar den Namen unseres Schiffes überpinselt. So machen wir uns den Jux, unseren Kahn neu zu taufen, nur für einen Tag, aber mit allem Brimborium, das die christliche Seefahrt für so eine Zeremonie bereithält. Vor allem die Bittel Champagner soll geopfert werden, die schäumend an der Schiffswand zerschellt. Und an Bord ist Alkohol sowieso verboten.

Wir brauchen also einen hübschen vergänglichen Namen für unser Gefährt. Das „Traumschiff“ kennen wir, es kreuzt zuverlässig unseren Bildschirm, und wo es anlegt, breiten sich traumhafte Strände und paradiesische Urwälder aus. Zwar wird die Idylle regelmäßig wie mit der Sämaschine gefurcht durch Eifersüchteleien und neckisches Liebesgeplänkel angekratzt, aber die Tube mit der rosaroten Problemlösung liegt immer bereit.

Falls Ihnen aber diese Entspannung bis zur Nervenauflösung unerträglich ist, darf ich Ihnen dann das „Schiff der Träume“ vorschlagen? Das ist einer dieser wunderbaren Fellini-Filme, eine ganze Bande von Opernstars genießt eine Luxusreise, um mitten auf hoher See die Asche der begnadeten Sängerin Edmee in die vier Winde zu streuen. Und während der ganzen Fahrt müssen wohl Bellini, Rossini und Puccini als blinde Passagiere an Bord sein, und zum guten Schluss geht das Schiff unter, aber alle werden gerettet mit der Logik der Oper und der Überredungskraft der Musik.

Nun, da ist die Entscheidung wohl schon gefallen. Aber wir können uns mit der Taufe noch Zeit lassen. Zeit ist es überhaupt, was wir hier haben. Seien Sie übrigens nicht befremdet, wenn ich Ihnen den Kapitän nicht vorstelle. Wir bekommen ihn selber nie zu Gesicht, er ist geheimnisvoll wie der Fliegende Holländer, aber es muss ihn geben, denn das

Schiff wird in bester Ordnung gehalten und nimmt unbeirrbar Kurs auf Asklepios' heilkräftige Inseln. Begnügen wir uns mit der Mannschaft, die in repräsentatives Weiß gekleidet ist, wie man das erwarten darf. Von den Schiffsärzten bis zu den Frauen, die Deck und Gänge schrubbten, legt alles weiß von Kopf bis Fuß täglich unzählige Meter zurück, sicheren Schrittes, niemals die Handläufe benutzend, die überall angebracht sind, denn die Passagiere leiden oft an der Seekrankheit, von einem Tag zum anderen fallen sie in Schwindel und Brechreiz und eine Schwäche zwingt sie ins Bett, jeden zu seiner Zeit und Windstille und ruhige See bringen ihn nicht davon ab. Dann rollt ein weiß gekleideter Steward auf einem Wägelchen das Menü in die Kajüte und holt nach einer Stunde die kaum berührten Teller wieder ab und redet dem Gast gut zu und will ihn mit der zurückgelassenen Nachspeise überlisten. Die anderen aber, die Seekrankheit und Nausea schon ins Vergessen abgedrängt haben und in alle Zukunft für besiegt halten, suchen pünktlich den Speisesaal auf, der gediegen und von schlichter Eleganz ist. Ein kluger Innenarchitekt, der seine Pappenheimer kennt, hat einen Raum geschaffen, in dem auch einmal ein voller Suppenteller aus den zitterigen Händen gleiten darf, und keine Marmorsäule und kein vergoldeter Schnörkel beschämt den Unglücksvogel, der die Kraft seiner Arme überschätzt hat. Nein, wir vermissen die Gegenwart des Kapitäns nicht, wir wissen uns auf gutem Kurs und wer da glaubt, wir müssten auf das unvermeidliche Kapitänsdinner verzichten, den würde ich gerne einladen zu dem fröhlichen Büffet, das einmal in Wochen so geschickt plaziert ist, dass abgehende und zugestiegene Passagiere zuschlagen können. Vor der überquellenden Tafel denkt dann so mancher an die Wochen und Monate, als er auf Diät gesetzt war, überhäuft den Teller mit Hummerschwänzen, Krabben, Fisch und Garnelen, er balanciert all die Geschöpfe Poseidons sicher zu seinem Tisch und bleibt später unbeweglich vor dem halbvollen Teller sitzen. Sein Viertel Magen gibt sich geschlagen und die zwei Hände, die dem Bauch so viel zugemutet haben, spielen verlegen mit Messer und Gabel. Nie würde dieser Fauxpas der Fee unterlaufen, die hoch und schlank an ihrem Tisch sitzt, immer hält sie ein wenig Abstand zu ihren Tischgenossen, und es nehmen auch alle Rücksicht auf diesen Wall, den sie um sich gelegt hat. Sie soll eine „von“ sein und das blaue Venengeflecht unter ihrer dünnen weißen Haut

unterstützt dieses Gerücht. Sogar die Tischrunden, an denen sie mit langen schlanken Beinen vorübergleitet, glauben ihr die vornehme Abstammung. Würde sie mehr Boden unter die Füße nehmen und wäre ihr Vorbeischweben nicht so arielhaft luftig, so würde man allgemein die durchsichtige Haut mit medizinischerem Blick sehen. So aber ist und bleibt sie die Fee, ob Kapitänsdinner oder Alltagskost, immer gibt sie dem animalischen Vorgang des Essens und Trinkens eine unleibliche Entrücktheit, und wenn sie von der Salattheke zu ihrem Platz gleitet wie auf einem Luftkissenboot, dann könnte sie mit ihrem halbgefüllten Teller auch kleine Balancenummern und Jonglagen zeigen und niemand würde sich wundern. Und jetzt betritt auch Kaiserin Auguste Viktoria den Saal, um hochbusig und korsettgeschmückt wie sie ist, Hohenzollernaura hereinzutragen. Das schneeweiße Haar ist aufgesteckt, aber ach, es fehlt das Diadem, sonst würde sich die ganze Runde ehrfurchtsvoll erheben. Sie ist in Berlin geboren und niemand hat es anders erwartet. Stattlich und hochgewachsen thront sie am Tisch, ihre Stimme kündigt von Gesundheit, und auch das Männchen an ihrer Seite, dem sie Geleit gibt, muss aus selbiger Landschaft stammen. Zwar kommt es selten dazu, seine Mundartfärbung zu verraten, aber es trägt einen fabrikneuen Trachtenanzug, der so einheimisch ist, dass an des Trägers Herkunft kein Zweifel besteht. Die Farbe des Lodens ist geschickt gewählt und lenkt vom Hautton des Gesichts und der Hände ab.

Und nun schwirrt auch die Wittenbergisch Nachtigall von Tisch zu Tisch und begrüßt jeden mit dem zustehenden Namen, denn sie hat sich jedermann in einem kleinen Büchlein notiert. Sie stammt wirklich aus Wittenberg und hat mit Luther zwar nicht dessen Wortgewalt gemein, aber an Wörtermenge übertrifft sie seine Bibelübersetzung um ein Vielfaches. Heute aber gibt sie sich stiller, sie ist dunkel gekleidet wie ein graubraunes Amselweibchen, denn auf den Tag vor fünf Jahren hat sich ihre zweiundzwanzigjährige Tochter erhängt, hat sich einen Gürtel um den Hals gelegt und die Depressionen ein für allemal im Körper verschnürt. Aber auch für die unselige Mutter, die ihr das verhängnisvolle Gemüt vererbt hat, ist noch genug davon übriggeblieben. Sie hat sich in Überaktivität gerettet und würde sie plötzlich auf den Kronleuchter flattern, so würde niemand erschrecken, aber es würde sie auch kei-

ner herunterlocken, denn ihre Überlebenstechnik zerrt an den dünnen Nerven der Tischgesellschaft. Kein Platz, an dem sie nicht schon ihre Wasserflasche vergessen hätte, sie muss ja viel trinken, denn ihre letzte Niere arbeitet wie ein verschlammtes Klärwerk. Der junge Herbert, der noch vor wenigen Monaten ein tüchtiger Sportler gewesen sein muss, trägt ihr geduldig die unersetzliche Mineralwasserflasche nach. Ist er auch nur noch halber Liebhaber, so ist er doch noch ganzer Kavaliere. Und Renate, die gewesene Schankkellnerin vom Augustiner, zieht jedes Mal, wenn die Wasserkavalkade an ihr vorbeiprescht, platzmachend den Bauch ein wie in den Zeiten ihres üppigsten Lebendgewichts. Längst ist sie von ihrem Idealgewicht überholt worden und nie mehr wird sie sich, die einmal Gast unseres vornehmen Ozeanriesen gewesen ist, bis zum vollen Maßkrug hinaufstemmen. Und die junge Frau mit dem kolibri bunten Kopftuch, das sie piratenartig geknotet hat, als wollte sie im nächsten Handumdrehen gleich drei fette Schiffe kapern, sie hat rotgeweinte Augen, und die am Tisch fragen nicht, vielleicht hat einer der Schiffsärzte ratlos in einem Akt geblättert und ihr gesagt, dass er nicht so ganz mit ihr zufrieden sei, nein, gar nicht so ganz zufrieden sein könne, sie scharen sich um sie und deken sie ab, obwohl doch alle an den Nachbartischen rundum plötzlich eifrig in ihren Tellern arbeiten und sie mit dem Blick nicht einmal streifen und nie und nimmer in sie dringen würden, denn sie haben alle schon in diese wissend ratlosen Ärzteaugen geschaut.

Aber die blutjunge Ulmerin von Tisch 43 hat sich längst wieder erfangen. Von ihrem Idealgewicht im Stich gelassen, aufgeschwemmt und unförmig geworden - könnte man es doch der guten Schiffsküche zuschreiben! Sie löffelt ein wenig Suppe und die geschickt schattierten Augen verraten nichts von der vergangenen Nacht, in der sie stundenlang geweint hat, von ihrer Kajüte 112 hat man sie bis 116 nach ihrem Mario oder Markus oder Marco rufen hören, diesem tapferen Jungen, der vielleicht mit ihr an Bord gegangen ist, aber dann hat ihn die Kraft verlassen, überfordert vom eigenen festen Vorsatz, entnervt vom Anblick der ständigen Anfälle von Seekrankheit, Übelkeit und Erbrechen hat er von Panik

gepackt das Schiff verlassen, ist im nächstbesten Hafen an Land geflüchtet, hat festen Boden und Zukunft unter den Füßen gebraucht, ach, Mario-Markus-Marco, wie gut, dass du nicht weißt, was für ein großes Loch du in die Passagierliste gerissen hast.

Aber lassen wir die kleine Piratin, die Fee, die Nachtigall aus Wittenberg und die verwundete Ulmerin in Ruhe. In unserem Speisesaal geht es leger zu, auf unserem Schiff muss jeder nach seiner Fassung selig werden. Es gibt nicht einmal eine Kleiderordnung bei uns und die vielen Perücken, Toupets, Kopftücher, Kappen und Wollmützen sind nicht von oben angeordnet - höchstens, wenn Sie so wollen, von ganz, ganz oben.

Darf ich noch erwähnen, dass wir auch ein Schwimmbad an Bord haben? Eine Selbstverständlichkeit, sagen Sie? Aber bitte, hier, gleich dahinter unser Ruhe-raum! Wann haben Sie so etwas schon einmal genossen? Eine sonnige Halle, an den großen Panoramafenstern anschmiegsame Liegestühle, und hier darf kaum einmal ein kurzes Wort geflüstert werden, sogar Zeitungen sind hier verpönt, die raschelnden Kriegsberichte und Mord und Totschlag müssen draußen bleiben, dürfen sich ihre blutigen Sohlen nicht auf dem sanften Filzboden abtreten. Ist das nicht eine wahre Luxusreise? Und alle, alle, die genug Kraft getankt haben, um wieder Land in Sicht zu fühlen, hören mit Freude, dass ihnen der Zahlmeister über Jahresfrist noch eine Kreuzfahrt finanzieren wird. Und sie versprechen sich alle hoch und heilig ein Wiedersehen, dann werden sie sich von ihren Triumphen über den Feind Bericht geben und werden minutengenau beschreiben, wie sie von Etappensieg zu Etappensieg den Kampf gewonnen haben, aber das Wort Endsieg wird ihnen nie und nimmer über die Lippen kommen, denn es hat ein für allemal seinen Kredit verloren. Man wird sich wiedersehen, alles Gute, man sieht sich und Kopf hoch und toi, toi, toi.

Aber übers Jahr werden ganz neue Namen auf der Passagierliste stehen. Die alten vertrauten Seefahrer haben sich in alle Winder zerstreut wie die Asche der begnadeten Sängerin Edmee. Einigen hat sich auf dem Ozeanriesen eine neue

Partnerschaft aufgetan, die Halt verspricht. Anderen sträuben sich die Haare angesichts von Reling, Eingrenzung und beschränktem Auslauf. Sie wollen von dieser Zeit nichts mehr wissen und können sich gar nicht mehr erinnern, dass sie einmal schwach und hilfsbedürftig die Rettungsringe angestarrt haben. Und der eine oder andere hat schmerzhaft gefühlt, wie sich die Niederlage in ihm breit macht, und er ist über Bord gegangen, hat mit geschlossenen Augen am Bug gestanden, hat bis drei gezählt und ist gesprungen, vier-, fünftausend Meter tief. Und er ist begrüßt worden, nicht von den längst dahingegangenen Eltern oder dem gefallenen Bruder. Seltsame Bewohner haben ihn mit kalten Nasen angestupst und ihn ein Stück des Wegs begleitet, bis ihnen die Tiefe zu tief geworden ist. Andere Wesen haben das Geleit übernommen, Tentakeln haben ihn sanft umarmt und phosphorgrün beleuchtet, gläserne Schirme sind ihm tänzerisch schwingend entgegenschwebt, pulsierend in rhythmisch wechselnden Farben, „Wie in Las Vegas“, hat er noch empfunden, „da komm ich nun auch nicht mehr hin“.

Und mancher musste umsteigen in das dunkle Beiboot, das schon seit langer Zeit backbord dem großen Schiff hartnäckig an der Seite geblieben war. Schwarzlackiert wie eine venezianische Gondel und mit silberbeschlagenem Bug löst es sich jetzt vom Mutterschiff und nimmt einen anderen Kurs. Und Charon rudert mit geschlossenen Augen, er schaut seinen Fahrgast nicht an, seit Jahrmillionen sehen sie immer gleich aus, förmlich und steif falten sie die Hände zum Gebet oder breiten sie aus zur großen Anrufung, aber keiner klammert sich mehr am Bootsrand fest, denn es kann keinem mehr etwas Irdisches zustoßen. Charons Ruder gurgeln nicht, wenn sie in die Flut tauchen, und wenn sie im Halbkreis durch die Luft schwingen, gleitet das tintenschwarze Wasser von ihnen ab und fällt lautlos zurück in die Totenstille der See.

Nun haben wir beinahe unsere kleine Schiffstaufe vergessen. Können wir bitte aufs „Schiff der Träume“ verzichten? Lassen wir's doch beim „Traumschiff“ bewenden? Denn der Gesunde hat hundert Träume, der Kranke nur einen.

Aus dem Vereinsleben

Seit dem Erscheinen des letzten Dom-Spiegels im Juli des vergangenen Jahres hat sich der erweiterte Vorstand des Vereins wieder um ein abwechslungsreiches Programm bemüht. Dabei stellten die Feierlichkeiten zum 175-jährigen Jubiläum der Schule sicherlich einen Höhepunkt im Vereinsleben dar. Alle Mitglieder wurden zum feierlichen Festakt in der Aula des Dom-Gymnasiums eingeladen. Ein großes Klassentreffen verschiedener Abiturjahrgänge im Weihenstephaner Bräustüberl und die Präsenz beim Tag der Offenen Tür an der Schule und dem Festball in der Luitpoldhalle forderten den fleißigen Einsatz der gewählten Vorstandschaft. Die Festwoche mit musikalischer Revue wird uns sicherlich noch lange in guter Erinnerung bleiben.

Am 17. November referierte unser Vereinsmitglied Prof. Dr. jur. Heinrich Reiter, Absolvent des Dom-Gymnasiums Freising und von Juli 1984 bis August 1995 Präsident des Bundessozialgerichts in

Kassel, zum Thema „Unser Sozialstaat in der Krise“. Die Veranstaltung im großen Musiksaal war sehr gut besucht und fand auch entsprechenden Nachhall in der Freisinger Presse.

Am 9. November berichtete der Vorsitzende des Vereins, Wolfgang G. Illinger, in einem Diavortrag über seine Fahrradtour von Freising über Österreich, die Slowakei, Ungarn; Rumänien und Bulgarien an das Schwarze Meer. Auch dieser Vortrag war gut besucht und das Freisinger Tagblatt berichtete darüber.

Für den 12. Februar konnte der Vorstand wieder unser weit gereistes Mitglied Lothar Schönhärl gewinnen. Der ehemalige Lehrer der Schule entführte die zahlreichen Zuhörer, die im überfüllten kleinen Musiksaal kaum Platz fanden, auf die Urlaubsinseln Kreta und Zypern.

Auf vielfachen Wunsch hin führte am 20. März Frau Annemarie Schmid durch die Staatliche Sammlung Ägyptischer Kunst in München. Wie immer war es ein be-

sonderes Erlebnis für die zahlreich erschienenen Mitglieder, Frau Schmid's lebendigen Ausführungen zu lauschen und sich von ihrer Begeisterung für die Hochkultur am Nil anstecken zu lassen.

Ich möchte es an dieser Stelle nicht versäumen, allen Referentinnen und Referenten, die sich für Vorträge für den Verein zur Verfügung stellen herzlich für ihr Engagement zu danken.

Über die Veranstaltungen hinaus hat der Vorstand in monatlichen Sitzungen die Tagesgeschäfte des Vereins abgewickelt, ein neues Mitgliederverzeichnis und die Neufassung der Satzung erarbeitet und versucht, die Mitglieder des Vereins auch über interessante Veranstaltungen der Schule und aus deren Umfeld zu informieren. Als größeres Projekt für die nächsten Wochen steht die Organisation einer Studien- und Berufsberatung für die diesjährigen Absolventen auf der Tagesordnung.

Bücherecke

Michael Großmeier

Ärmelschoner und Talar Bissige Gschichtn

Turmschreiber Verlag
Pfaffenhofen, 2003

„Ärmelschoner und Talar“ ist der Titel des Buchs, das Michael Großmeier im Turmschreiber Verlag herausgegeben hat. Im Vorwort klärt der Autor über die scheinbare Kehre in seinem künstlerischen Schaffen auf: „Denjenigen Lesern, die mich als Lyriker und als Nachdichter der japanischen Gedichtformen „Haiku“ und „Tanka“ kennen, mag es verwunderlich erscheinen, dass ich nunmehr meinen durchwegs ernstesten Gedichten heiterbissige „Gschichtn“ aus dem altbayerischen Milieu zur Seite stelle. Diejenigen jedoch, denen außer meiner Lyrik auch noch mein autobiographischer Roman „Der Zögling“.. sowie meine Erzählungen der Erinnerung „Aller Leidenden Freude“..ein Begriff sind, und die der bayerischen Sprache und Mentalität zugetan sind, werden vielleicht sogar Weiteres von mir im Sinne eines „document human“ aus dem altbayerischen Umfeld erwartet haben. Diese will ich nicht enttäuschen.“

Es ist aber nun sicher nicht so, dass Großmeier mit den vorliegenden Texten an künstlerische Aussagemöglichkeiten anknüpft, die zeitweise im Hintergrund als Potential zu Gebote standen, aber nicht genutzt wurden und jetzt erst wieder aktiviert würden. Etwa dies deshalb, weil im Zuge der neoliberalen Globalisierung die regionale Identität immer rascher erodiert und komplementär dazu sich das Verlangen der Betroffenen, sich der eigenen Identität zu versichern, intensiviert. Einiges Interessante zu dieser sicher konstatierbaren Entwicklung und ihre Auswirkungen auf das Schaffen der Literaten steuert das Nachwort von Prof. Dr. Norbert Göttler bei.

Die Trennung von Großmeiers Werk in E-Literatur (ernste Gedichte und Prosa) und H-Literatur (Texte aus dem heimatlichen altbayerischen Umfeld) ist indes nur eine Differenz in der Oberflächenstruktur, in der Tiefenstruktur hebt sich nämlich der Gegensatz auf. Für eine Beschäftigung, welche von den Eigenheiten der objektiven Textgegebenheiten ausgeht, mögen die Metamorphosen seiner Publikationen verwunderlich sein, bei einer, sagen wir abkürzungsweise genetischen Interpre-

tation, die diese Textgegebenheiten als Ausdrucksträger der Psyche ansieht, der sie entstammen, wird die Einheit des künstlerischen Schaffens evident.

Die vorfindlichen literarischen, historischen, autobiographischen oder sonstigen äußeren Materialien, derer sich das Bewusstsein des Künstlers für die Gestaltung bedient, werden – genetisch betrachtet – für die Zwecke der Selbstdarstellung der Psyche vom „Redaktor“ im Unbewussten und dann erst im Bewusstsein des schöpferischen Menschen verarbeitet und an die innere Situation assimiliert, die sich projizieren will.

So gesehen ist auch alles Räsionieren, ob Texte aus dem heimatlichen altbayerischen Umfeld den Hautgout des Provinziellen an sich haben, irrelevant. In seinen heiterbissigen „Gschichtn“ verhandelt Großmeier genauso seine psychische Befindlichkeit und was in seiner Entwicklungsgeschichte aufgehoben ist wie in seinen lyrischen Gebilden. Entscheidend ist allein, inwiefern das in ästhetisch-repräsentativer Weise erfolgt.

Und da erschöpft sich die Lektüre dieser Geschichten eben nicht im bloßen lustvollen Genuss dessen, wie die Wesensart der Menschen sich in ihrem Dia-

lekt aufschließt (- Wer Schwierigkeiten hat, für den gibt es am Schluss des Bändchens sogar noch eine „Kleine Wörterkunde“ des Baierischen. -), wie die Grenzen der Sprache zugleich die Grenzen des Bewusstseins der Akteure verdeutlichen, wie im bayerischen Idiom Nuancen helfen, vielerlei Intentionen zum Ausdruck zu bringen, was den Sprechenden durch Sprechen in Hochsprache nie und nimmer möglich wäre.

Nein, in den Texten ist zuerst und zuvörderst exemplarisch und authentisch der Autor präsent; um aus dem Nachwort zu zitieren: „An vielen Stellen erscheint der autobiographische Bezug, und der Leser ahnt, wie stark das Leben des Autors in die nur scheinbar beliebig ausgewählten Erzählstoffe verwoben ist... Diese Authentizität bewahrt ihn vor klischeehafter Verklärung und macht seine Prosa auch in ihrer satirischen Überspitzung glaubwürdig.“

„Ärmelschoner und Talar“ lautet der Titel. Und damit sind in ihren Attributen jene herausgehoben, die Großmeier im Visier hat: subalterne Beamte und die wahres Christentum konterkarierende Geistlichkeit. Einer unter vielen dieser Sorte Beamter, wie er im Buch steht, ist aus der letzten „Gschicht“ des Bandes Kastulus

BÜCHER

TELEFON 08161 / 5527

KYRIOS

UNTERE HAUPTSTR. 33

FREISING

Mayr; er hat die Ärmelschoner für den Titel geliefert: „Nein, ein Maulaufreißer war er nicht, der Kastulus Mayr! Den Maulkorb, den man ihm verpasst hatte, trug er geduldig und mit Fassung, und manchmal war er sogar froh darüber, weil er gar nicht reden hätte können, wenn er auch gewollt hätte. Zu seinem Verhalten passte auch sein Aussehen: Stets trug er Ärmelschoner, wenn er, über seinen Schreibtisch gebeugt, vor seiner Akte saß, deren Seiten er mit der Nasenspitze umzublätern schien. Manche seiner Kollegen witzelten, er habe das Gesicht einer Stubenfliege, deren Facettenaugen seine dicken Brillengläser nicht unähnlich waren.“

Und ein typischer Talarträger ist Pfarrer Morgenbitter, der die idealistische Sozialpädagogin in der Geschichte „Christliche Nächstenliebe“ ins Aus der Arbeitslosigkeit drängen will. Es heißt von diesem Gottesmann, nachdem die junge Frau eine Unterredung mit ihm hatte: Sie „verlässt angewidert das pfarrherrliche Studienzimmer, angewidert nicht nur vom Speichel in den Mundwinkeln des Pfarrers, sondern mehr noch von seinem jeglicher christlichen Nächstenliebe hohnsprechenden Verhalten.“

In dem autobiographischen Text „Gegen die Unfreiheit“ (gesendet vom Bayerischen Rundfunk am 23.2.1995; abgedruckt an Stelle eines Nachworts im Gedichtband „Vor der Windstille“) sagt Michael Großmeier über sich selber aus: „Mein Zöglingleben endete 1954 mit meiner Weigerung, auf die Philosophisch-Theologische Hochschule überzuwechseln, was mir den Zorn des Ortspfarrers und die Verachtung meiner

Mutter einbrachte. Ich begehrte nichts anderes als Freiheit, wollte nichts anderes, als der Bindung mit Haut und Haaren an ein Priestertum, das mir gleichgültig geworden war, zu entrinnen, wollte endlich alle Zwänge und Verletzungen des Seminarlebens vergessen. Und ich tat etwas, was ich als ausgeprägter Freiheitsfanatiker und „angehender Dichter“ unter gar keinen Umständen hätte tun dürfen: Ich stürzte mich Hals über Kopf in eine neue Abhängigkeit, Unfreiheit, wurde Beamter, begab mich in ein Dienst- und Treueverhältnis zu einem Dienstherrn auf Gedeih und Verderb, stülpte mir quasi selbst einen Maulkorb über. Die Fron einer über vierzigjährigen Beamtdienstzeit begann. Dabei war der penible Gesetzesvollzug nicht das Schlimmste, war er doch zumeist Dienst am Bürger. Aber zusehen und den Mund halten müssen, wenn Engstirnigkeit und Inkompetenz von Vorgesetzten, Selbstgefälligkeit, Wichtigtuerei und Eigennutz gewählter Volksvertreter, von denen man abhing, die Richtung bestimmten, das ging unter die Haut...“

So ist das Knabenseminar in Freising ein zentraler Bezugspunkt aller Texte, das „Kraut“. Der Martl in der Geschichte „Das Erbhäusl“ berichtet demgemäß von seinem Aufenthalt als Zögling im Seminar: „Naa, gwiß net, mir hom aa nix anders ghabt ois wiar Erdepfe und Kardofe, und oiwei a Kraut dazua, mir hängt's schon zon Hois raus!“

Und was kann aus so einem verkrachten Pfarrerlehrebuben wie dem Martl werden? Natürlich ein kleiner Beamter. „Der Martin war durch seine klerikale Erziehung zu einem Duckmäuser geworden, der zu al-

lem Ja und Amen sagte und nicht wie ein Mann aufzutreten wagte, um nur ja nirgends anzuecken, und überdies war er Beamter, der das Maulhalten und Gehorchen gewohnt war.“

„Großmeier verschont niemanden“, heißt es im Nachwort zu „Ärmelschoner und Talar“. „Am wenigsten verschont er sich selbst.“

In „Die Dichterlesung“ tritt ein alter Ego des Autors auf, Eustachius Hintermeier. „Mit zehn Jahren“ war er „vom Ortspfarer zum „Studieren“ in die benachbarte Domstadt geschickt“ worden und „nach Abschluss des Gymnasiums kehrte er in seine Heimatstadt Finstermoching zurück, um städtischer Beamter zu werden, weil er das Ziel, Priester zu werden, beizzeiten von seiner Wunschliste gestrichen hatte“, Eustachius Hintermeier, der Liebhaber der Lyrik von Federico Garcia Lorca, von Jessenin und Majakowski. Wie hier schonungslos mit diesem alter Ego abgerechnet wird, das ist vom Feinsten. Und hier wie aber auch in den anderen „Gschichtn“ weist das Sicharbeiten an der eigenen, sensibel und damit leidvoll erfahrenen Erlebniswelt über sich hinaus und wird zur exemplarischen literarischen Bewältigung der den Menschen zu überwältigen drohenden Welt. Und so schließt sich der Kreis: Auch dieses Buch gestaltet paradigmatisch das zentrale Thema von Großmeiers Werken: Das Anschreiben gegen die Unfreiheit, das unentwegte Bemühen, der Unfreiheit, die auch heute noch einen täglich bedroht und bedrängt, zu entkommen und eigenverantwortlich seinem Leben einen Sinn zu geben.

Nachruf

Oberstudiendirektor Andreas Brandmair

28. 12. 1905 - 29. 5. 2004



Am 29. Mai 2004 ist Oberstudiendirektor Andreas Brandmair, der ehemalige langjährige Leiter des Dom-Gymnasiums im gesegneten Alter von 98 Jahren im Seniorenheim in Bruckmühl bei Bad Aibling sanft entschlafen. Am 4. Juni fand er auf dem Friedhof St. Georg in Freising seine letzte Ruhestätte.

Als Sohn einer Bauernfamilie kam er als Jüngster von sieben Kindern am 28. Dezember 1905 auf einem stattlichen Hof in Westerdorf im Landkreis Dachau zur Welt. In die Volksschule ging er nach Fahrzenhausen. Anschließend besuchte er das humanistische Gymnasium in Landshut.

Nach dem Abitur studierte er an der Münchener Universität die Fächer Griechisch, Latein, Deutsch und Geschichte. Am Wilhelmsgymnasium in München verbrachte er 1931/32 nach dem Staatsexamen seine Referendarzeit. Seine erste Anstellung erhielt er 1932 am humanistischen Gymnasium in Passau. 1937 heiratete er. Während des Zweiten Weltkriegs war er bei der Wehrmacht. Aus englischer Gefangenschaft entlassen, unterrichtete er ab Herbst 1945 wieder in Passau, bis er 1951 als Oberstudienrat an das Gymnasium in Straubing versetzt und ständiger Vertreter des Schulleiters wurde. Am 1. August 1953 wurde er schließlich zum Oberstudiendirektor am Freisinger Dom-Gymnasium ernannt. So kehrte er wieder in die Nähe seiner Heimat zurück.

Der Stil seiner Amtsführung, der sich nicht unerheblich von dem seines recht strengen Vorgängers Oberstudiendirektor August Poellinger unterschied, gewann ihm sogleich die Sympathien des Lehrerkollegiums und auch der Schülerinnen und Schüler, so dass sich der Übergang in der Schulleitung völlig problemlos gestaltete. Während seiner achtzehnjährigen Amtszeit legte er größten Wert auf vertrauensvolle, harmonische Zusammenarbeit mit dem Kollegium und mit den Eltern- und Schülervertretern sowie mit den staatlichen, städtischen und kirchlichen Stellen, insbesondere mit dem Erzbischöflichen Studienseminar, dessen Direktoren und Präfekten am Gymnasium Religionsunterricht erteilten. Allerdings konnte er, bei seinem ansonsten freundlichen und umgänglichen Wesen, gegenüber Schülern, wenn er es für geboten hielt, auch spürbare Strenge walten lassen.

Es war keine leichte Aufgabe, vor die sich Andreas Brandmair bei seinem Dienstantritt gestellt sah. Die Raumnot am Dom-Gymnasium, das damals noch die Oberrealschule beherbergte, war bedrückend. Der Unterricht wurde in zwei Schichten gehalten und musste in mehreren nicht ganz nahe beieinanderliegenden Gebäuden stattfinden. Die Schülerzahl stieg von 877 im Jahr 1953 auf über tausend im Jahr 1960 an. Mit tatkräftiger Unterstützung durch die bereits bestehende „Notgemeinschaft Oberrealschule“ und ständigen Kontakt mit den staatlichen und städtischen Behörden konnte Oberstudiendirektor Brandmair schließlich eine feste offizielle Zusage für den Neubau der Oberrealschule erreichen. Es dauerte dann freilich noch bis zum Schuljahr 1960/61, bis dieser bezugsfähig war für die später „Josef-Hofmiller-Gymnasium“ genannte Oberrealschule.

Auch nach der Vorseibständigkeit der Oberrealschule entsprachen jedoch die alten, zum Teil baufälligen Gebäude keineswegs den Anforderungen, die man an ein modernes Schulhaus stellen muss. Zu dem hatte sich mit der Einführung eines neusprachlichen Zweiges ab 1962 die Attraktivität der Schule vor allem für Mädchen erhöht, so dass der Unterricht wiederum in mehreren Gebäuden stattfinden musste, da die Gesamtschülerzahl gewachsen war. Den unablässigen Be-

mühungen des Oberstudiendirektors, des Freisinger Stadtrates und des Oberbürgermeisters Max Lehner ist es zu verdanken, dass das Ministerium im Jahr 1967 sein Einverständnis gab, einen Neubau des Dom-Gymnasiums auf dem Areal des „Alten Hofbräuhauses“, des ehemaligen „Philippsschlosses“, am Nordrand des Domberges zu errichten. Damit war der damals erwogene Vorschlag, den Neubau am nördlichen Rand von Freising anzusiedeln, gegenstandslos geworden. Obwohl die offizielle Einweihung des neuen Schulgebäudes infolge verschiedenartiger Verzögerungen erst zehn Jahre nach Andreas Brandmairs Pensionierung stattfand, gebührt ihm das große Verdienst, für das neue Dom-Gymnasium auf dem angestammten Domberg sozusagen den Grundstein gelegt zu haben.

Was das äußere Erscheinungsbild betraf, befand sich das Dom-Gymnasium in einem dringend erneuerungsbedürftigen Zustand, der innere Kern, der Geist der Schule, aber war vollkommen in Ordnung. Auch die anderswo rebellierenden „68er“ hatten für keine nennenswerte Unruhe gesorgt. „Das Gymnasium war sein Leben“, so überschrieb eine Freisinger Zeitung ihren Nachruf. Man müsste ergänzen: ... und auch sein Stolz. Stets achtete er darauf, dass „seine“ Schule leistungsorientiert blieb und ihren hervorragenden Ruf wahren konnte. 944 Abiturientinnen und Abiturienten empfingen aus seiner Hand das Reifezeugnis, darunter seine eigenen fünf Kinder. Besondere Freude bereitete es ihm, wenn er am Ende eines Schuljahres Abiturienten für das „Bayerische Staatsstipendium für besonders Begabte“ oder für die „Studienstiftung des deutschen Volkes“ vorschlagen konnte. Während seiner Amtszeit waren es mehr als sechzig Stipendiaten, unter ihnen seine beiden Söhne.

Sein innerer Kompass war sein christlicher Glaube, sein Denken war geprägt von einer – keineswegs starren – konservativen Grundhaltung. Überstürzte, nicht genügend ausgereifte und erprobte schulische Reformen schätzte er nicht, doch konnte er sich mit ihm sinnvoll erscheinenden Neuerungen wie der Einführung des neusprachlichen Zweiges durchaus anfreunden. Auch an den fö-

cherübergreifenden „Konzentrationsstagen“, später „Studientage“ genannt, fand er Gefallen. Sie dienten als Vorbereitung für eine geplante Reform der gymnasialen Oberstufe. Bei diesen Studientagen war er, soweit es seine Zeit erlaubte, gerne als aufmerksamer Zuhörer anwesend. Um seinen Abiturienten den Blick über die Mainlinie hinaus zu öffnen, legte er großen Wert auf die Fahrten der 13. Klassen nach Bonn und später, in seinen beiden letzten Amtsjahren, auch nach West- und Ostberlin, zunächst allerdings mit erheblichen Bedenken wegen der Fahrt durch die DDR.

Oft und gern sprach er mit Blick auf sein Gymnasium von der „Schulfamilie“, in der, mit ihm gleichsam als gütigem Vater, Lehrer, Eltern und Schüler einträchtig und mit gegenseitigem Verständnis miteinander lebten. Seine Lehrer führte er am lockern Zügel und ließ ihnen viel Freiheit, ihren Unterricht individuell und auch nach modernen Methoden zu gestalten, auch im Fach Griechisch, das er besonders liebte. Dafür hatte er mehrere Lektüretexte veröffentlicht. Für den Lateinunterricht gab er eine kommentierte Auswahl aus der „Geschichte Alexanders des Großen“ von Curtius Rufus heraus.

Andreas Brandmair hatte stets Freude an seinem pädagogischen Beruf und an seinen amtlichen Aufgaben. Ohne sich dessen wahrscheinlich bewusst zu sein, war

er für seine Mitarbeiter stets ein Vorbild an Pflichterfüllung, ohne die eine Gemeinschaft wie die Schule nicht gedeihen kann. Befolgung der Pflichten verstand er nicht als Bürde, sondern – im Sinne von Schiller – als Fähigkeit, mit frohem Gemüt zu leben, und die war ihm verliehen worden.

Zusammenfassend kann man mit Überzeugung sagen: die Ära Brandmair war in jeder Hinsicht segensreich für das Dom-Gymnasium. Seinem Nachfolger Oberstudiendirektor Wolfgang Diepolder konnte er ein wohlbestelltes Haus übergeben.

Im Ruhestand lebte Andreas Brandmair bis über seinen 90. Geburtstag hinaus in Freising, danach im Seniorenheim in Bruckmühl. Schon kurze Zeit nach seiner Pensionierung wurde ihm in verdienter Würdigung seiner Tätigkeit am Dom-Gymnasium das Bundesverdienstkreuz verliehen. In Freising war er eine bekannte Persönlichkeit, er hatte rege gesellschaftliche Verbindungen und war zusammen mit seiner Gattin Katharina, die leider bereit 1991 starb, bei mannigfaltigen Veranstaltungen ein gern gesehener Besucher. Das Ehepaar Brandmair führte auch selbst ein gastfreies Haus, in dem man sich wohlfühlte. Auf Studienreisen, die seine Frau leitete, lernte er weite Teile Europas kennen. Bis ins hohe Alter war er Mitglied der „Bayerischen Kommis-

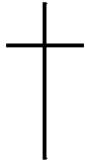
sion für Mundartforschung“ und wurde mit der Johann-Andreas-Schmeller-Medaille ausgezeichnet.

Auch im Seniorenheim in Bruckmühl las er noch gern historische Bücher, vor allem solche mit zeitgeschichtlicher Thematik, hatte er doch fast das ganze vergangene Jahrhundert und auch den Beginn dieses Jahrtausends miterlebt. Er erhielt Besuche von ehemaligen Kollegen und freute sich, wenn regelmäßig seine Kinder zu ihm kamen oder ihn zu sich nach Hause holten. Nicht unerwähnt soll auch seine Begeisterung für Fußball bleiben. Nur ungern versäumte er Fernsehübertragungen von Länder- oder Bundesligaspielen. Die komplizierten Abseitsregeln konnte er so erklären, dass auch ein Laie sie verstand.

In der letzten Zeit vor seinem Tod war er körperlich sehr geschwächt und konnte nur mit Mühe sprechen, geistig war er jedoch noch völlig präsent.

Seine ehemaligen Kollegen, seine vielen Schülerinnen und Schüler, seine Freunde und Bekannten, sie alle werden Oberstudiendirektor Brandmair, der humanistische Wissenschaften studiert hatte und ein *homo vere humanus* war, stets in dankbarer Erinnerung behalten.

Requiescat in pace.




Wir denken in Liebe und im Gebet
an Herrn

Martin Probst
Geistlicher Rat und Dekan

geboren am 31. 10. 1935 in Dachau
gestorben am 29. 11. 2003 in Dachau

zum Priester geweiht am 29.6.1960 in Freising
1961 Kaplan in München St. Canisius
1965 Kaplan in Miesbach
Seit 1968 Pfarrer in Halmhausen-St. Nikolaus
Seit 1991 Dekan des Dekanates Dachau

Druck: Hainhofer Bestaltungen



*Einer ist euer Meister,
ihr alle aber seid Brüder.
Mt 23,8
(Primizspruch)*

Klassentreffen



Am 13./ 14. Juni 2003 feierte die „A-Klasse“ des Jahrgangs 1948 ihr 55. Abitur-Jubiläum. Die Klasse traf sich wie zu den vergangenen Festen fast vollzählig. Nur Prof. Dr. Ferdinand Eschenbecher, Richard Feder und Pater Georg (Hans) Stoppel waren verhindert. Bemerkenswert ist dass auch die Witwen der bereits verstorbenen Klassenkameraden Dr. Diethard Andersen, Konrad Fichtner, Dr. Heinz Herpich und Adi Steiger zu dem Treffen nach Freising gekommen sind. Nur Frau Demeter musste sich entschuldigen.

Untere Reihe von links nach rechts: *Dr. Josef Andelfinger, Geord Lohmeier, Dr. Dr.h.c. Guido Sandler, Kanonikus Geistl. Rat Heribert Haider.*

Stehend: *Dr. Iosef Seeholzer, Dr. Gerd Völlinger, Georg Kunze, Pfarrer i. R. Ludwig Hachinger, Fritz Müller, Prof. Dr. Hubert Glaser, Toni Heilmeyer, Hans Treffler, OStD i. R. Ludwig Dersch, Dr. Walter Brunner*

Erfolgreiche Broker

Dom-Gymnasiasten erzielen den größten Gewinn

Freising ■ Die Freisinger Gymnasiasten wissen auch in wirtschaftlich schwierigen Zeiten, wie sie ihr (fiktives) Kapital mehren können. Beim „Planspiel Börse 2003“ hatten die „Euroniten III“ vom Dom-Gymnasium bei der Sparkasse Freising die Nase vorn. Tobias Weiß, Christian Hemauer und Andreas Stöckl kamen auf einen Depot-Wert von 60 154 Euro – bei einem Startkapital von 50 000 Euro ein durchaus beachtlicher Betrag.

Auch bundesweit können sich die Dom-Gymnasiasten damit sehen lassen: Sie erreichten den 46. Platz. Betreut wurden sie von Josef Wetzl. Für die Schüler hat sich die Teilnahme gelohnt: Sie bekommen eine Prämie von 150 Euro.

Auf Platz zwei landete die Gruppe „FBiiii“ des Josef-Hofmiller-Gymnasiums mit Dominik Vogel, Tobias Hebel, Korbinian Reiter, Joachim Rung, Christoph Schlehner, Matthias Schraner und Thomas Ziegler. Sie verzeichneten an Ende eine Summe von 57 420 Euro. Bundesweit war dies Platz 331. Die Gruppe gab zudem den besten Tipp auf den Euro-Stoxx bei der Sparkasse Freising ab. Auch die „Hoizhackerbuam“ (Daniel Schmitt, Michael Stangelmayr, Thomas Vogel und Tobias Wenleder) der Staatlichen Realschule in Freising bewiesen Feingefühl im Umgang mit Aktien: Sie kamen auf 56 865 Euro und damit auf Platz drei. Das „Miss“-Team der Realschule mit Margarethe Stadlbauer, Isabelle Seibert und

Gewinn erzielt hätten. Auch für die Sparkassen-Azubis im ersten Lehrjahr, die sich außer Konkurrenz am Planspiel beteiligt hatten, waren die zweieinhalb Monate recht lehrreich: Die Spielgruppe „NeuZoHeMa“ erzielte einen Depot-Wert von 51 608 Euro und war damit die beste von vier Azubi-Gruppen. Für sie gab es einen Essensgutschein.

Bei der Sparkasse in Freising beteiligten sich 80 Spielgruppen an der Aktion. Bundesweit schnitten „Skyliners 225“ von der Sartre auf Platz drei. Das „Miss“-Team der Realschule mit Margarethe Stadlbauer, Isabelle Seibert und Stephanie Seitz erreichte Platz vier mit 56 095 Euro. Den fünften Rang belegte mit 55 799 Euro die Spielgruppe „Infiziert“ mit Maximilian Pflügler, Andreas Killi und Sebastian Weber vom Oskar-Maria-Graf-Gymnasium Neufahrn.

Viele Anleger wären wohl froh gewesen, wenn sie in den zweieinhalb Monaten von 1. Oktober bis 16. Dezember einen ähnlich hohen Oberschule in Berlin am besten ab: Ihr Depotwert betrug am Schluss eindrucksvolle 64 835 Euro. Sie profitierten vom Kursanstieg einiger Werten wie Epcos, MLP und HypoVereinsbank und steigerten ihr Startkapital um rund 30 Prozent. Die Berliner Nachwuchsbroker nehmen nun – zusammen mit den Siegerteams der anderen Länder – am European Event in Paris teil. psc

500 Zuhörer erscheinen zur Podiumsdiskussion zum Thema G 8

Heftiger Protest von besorgten Eltern

Entscheidung der Staatsregierung wird als „konzeptlos und übereilt“ kritisiert

Von Sabina Dannoura

Freising ■ Bei einer Podiumsdiskussion zur Einführung des achtfährigen Gymnasiums (G 8) entlud sich am Montagabend der geballte Protest von rund 500 Zuhörern. Die Entscheidung der Staatsregierung wurde nicht nur als „konzeptlos und übereilt“ kritisiert. Oberstudienleiter Alfons Strähuber befand unter tosendem Applaus, man müsse „eigentlich zum zivilen Ungehorsam“ gegen den Beschluss aufrufen.

„G 8? So nich!“ stand auf einem Transparent am Eingang des Dom-Gymnasiums. Die Elternbeiräte der Freisinger Gymnasien hatten die Veranstaltung organisiert, „weil wir in tiefer Sorge sind“, wie Christine Weyer (JoHo) eingangs sagte.

Diese Sorgen teilt auch das Publikum, das seinen Unmut über die Schulzeitverkürzung deutlich zum Ausdruck brachte. An den Mikrofonen bildeten sich regelrechte Warteschlangen. Im Zentrum entrüsteter Fragen und Statements stand Siegfried Schneider (CSU).

Der bildungspolitische Sprecher seiner Fraktion widersprach dem Eindruck, die Entscheidung für die Einführung des G 8 zum September 2004 sei „hoppla hopp“ geschehen. Es würden schon seit Jahren „inten-

sive Debatten“ geführt. Die „konkrete Ausgestaltung“ sagte Schneider für Februar zu. Dieses Procedere kommentierte Peter Römisch von der Landeselternvereinigung mit den Worten: „Wenn ich ein Haus baue, kann ich nicht erst den Möbelwagen bestellen, sondern muss erst den Plan einreichen.“ Schneider verteidigte die sofortige Einführung des G 8 damit, dass Kapazitätsprobleme an den Hochschulen vermieden

werden sollten. Man wolle mit dem G 8 nicht gleichzeitig mit Nordrhein-Westfalen starten. Sein Plädoyer unterstützte lediglich Jürgen Weyer, Generalmanager von Motorola SPS Deutschland, der zur Sicherung der Wettbewerbsfähigkeit ein früheres Ausbildungsende für unverzichtbar hielt. Allerdings zerpfückte er die Form der Entscheidungsfindung der Staatsregierung: Es sei für ihn „unvorstellbar“, dass kompetente Leu-

te nicht befragt würden. Weyer forderte ein „Projektmanagement“, bei dem ein Stundenplan aufgelegt werde, der Kindern auch „Freiräume lässt, die zur Motivation nötig sind“.

Alle anderen Podiumsteilnehmer ließen an den CSU-Plänen kein gutes Haar. SPD-Landtagsabgeordnete Kathrin Sonnenholzer sprach von „massivem Wahlbetrug“, weil die CSU noch im Juli im Landtag erklärt habe, an die Schulzeitverkürzung sei momentan nicht gedacht. Diese Zusicherung hatte auch Heinz-Peter Meidinger vom Philologenverband bei einem Gespräch in der Staatskanzlei erhalten. Einen Praxisbericht über den G 8-Versuch am Erdinger Gymnasium gab Alexander Geist ab. Wiewohl die Kinder „hoch interessiert“ seien und die Klassen kleiner, gehe es für viele „an die Substanz“. Er halte es nicht für vorstellbar, den „Sonder- zum Regelfall“ zu machen. Schülersprecher Thomas Schropp (JoHo) erinnerte an die massive Einschränkung der Freizeit. Nachmittagsunterricht und mehr Hausaufgaben „sind nicht zu bewältigen“, sagte er. Keinen Glauben schenkte man Schneiders Zusicherung, die Intensivierungsstunden würden der Vertiefung von Stoff und der Förderung dienen, damit mehr Kinder zum Abitur gelangten.



Über die Zukunft des Gymnasiums diskutierten gestern der Redaktionsleiter der Freisinger SZ, Johann Kirchberger, als Diskussionsleiter sowie Peter Römisch, Jürgen Weyer, Thomas Schropp, Kathrin Sonnenholzer, Alexander Geist, Siegfried Schneider und Hans-Peter Meidinger (von links).
Foto: Einfeldt

SZ · 10. Januar 2004

Reform zerstört „Flaggschiff des Schulwesens“

Lehrer, Schüler, Eltern und Kommunalpolitiker verurteilen dilettantisches Vorgehen der Staatsregierung

Von Kerstin Vogel

Freising ■ Mit Transparenten und Spruchbändern haben Schüler, Eltern und Lehrer gestern auf dem Marienplatz gegen die Verkürzung der Gymnasialzeit auf acht Jahre demonstriert. Rund 400 Zuhörer hatten sich trotz der eisigen Kälte zu der Protestkundgebung eingefunden. Tenor der Redner: In der Schule darf nicht nur Stoff vermittelt werden, es muss auch um soziale Bildung gehen. Das aber kann im so genannten „G 8“ nicht geleistet werden.

Nur 20 Prozent der Gymnasialisten würden die Einführung des G 8 ohne Bildungseinbußen überstehen, wie Josef Kraus, der Präsident des deutschen Lehrerverbandes, aus einer Studie zitierte. Eine Schulpolitik, wie sie derzeit von der Staatsregierung betrieben werde, „die muss nicht erklärt und diskutiert, sondern gestoppt werden“, sagte er unter dem Beifall der Demonstranten weiter. Die G 8-Reform sei „dilettantisch inszeniert“, so Kraus, sie zerstöre mit dem bayerischen G 9 das „Flaggschiff des deutschen Schulwesens“.

Hans Haas vom Vorstand der

Landes-Eltern-Vereinigung warnte, dass nichts teurer sei als nicht in die Bildung zu investieren, während Schülersprecher Thomas Schropp von Unehrlichkeit der Staatsregierung sprach. Die Freisinger Stadt- und Kreisrätin Eva Bönig nannte die Entscheidung für das G 8 „völlig übereilt“. Es sei verhängnisvoll, diese Neuerung unter dem Grundsatz des Sparens einzuführen. Zudem fehle es für das G 8 an einer auch nur einigermaßen belastbaren Kostenrechnung, was die Stadt Freising als Sachaufwandsträger für zwei Gymnasien durchaus betreffe.

An das Versprechen der Staatsregierung nach der Landtagswahl, mit der neu gewonnenen Zweidrittelmehrheit sorgfältig umzugehen, erinnerte der Grünen-Landtagsabgeordnete Christian Magerl. Stattdessen erlebe man seither die „Arroganz der Macht“, empörte er sich. Eine Neuerung wie das G 8 hätte vor der Wahl mit der Bevölkerung diskutiert werden müssen. Wie vor ihm bereits Kraus appellierte auch Magerl, den Protest gegen die Entscheidungen der Staatskanzlei nicht erlahmen zu lassen, denn: „Bei diesem Thema haben wir noch Chancen zu siegen.“ (Seite 2)



Geht es nach den Freisinger Schülern, steht das Kürzel CSU neuerdings für den „Chaotischen Schul-Umbruch“. Am Freitag wurde gegen die G 8-Reform protestiert. Foto: S. Martin

Einmalige Kooperation der fünf Gymnasien im Landkreis Freising

Petition für „durchdachtes Gesamtkonzept“

Schulen fordern Erprobungsphase für das G 8 / Camerloher-Eltern empört über CSU-Abgeordneten

Von Sabina Dannoura

Freising ■ Die Sorgen um einen Qualitätsverlust durch die Einführung des achtjährigen Gymnasiums (G 8) haben die fünf Gymnasien im Landkreis Freising zu einer einmaligen Kooperation gebracht: Man habe eine Petition an den Bayerischen Landtag verfasst, gab die Elternbeiratsvorsitzende des Dom-Gymnasiums, Rita Straub, am Montagabend bekannt.

Gefordert wird darin ein „durchdachtes Gesamtkonzept“, das auf einer Erprobungs- und Evaluierungsphase aufbauen müsse. Auch seien zuerst einmal organisatorische Voraussetzungen zu



Dom-Elternbeiratsvorsitzende Rita Straub. Foto: SZ-Archiv (sm)

treffen. „Priorität“ müssten eine Qualitätssicherung und -verbesserung genießen, wird weiterhin verlangt. Schließlich mahnen die Gymnasien „genug Freiraum für eine soziale, emotionale und ästhetische Bildung“ an, wie sie derzeit durch den Wahlunterricht gewährleistet sei. Das reichhaltige Angebot an den Schulen müsse daher auch in Zukunft beibehalten werden, fordern die Unterzeichner der Petition.

Diese Standards sehen Lehrer, Schüler und Eltern in Gefahr, wie am Montag bei der Veranstaltung im Dom-Gymnasium deutlich wurde (wir haben berichtet). Beim G 8 werde nämlich die Zahl der Wochenstunden auf 32 bis 37 erhöht, was die Kinder überfordern

werde. Zugleich werde die Stundentafel bis zur Kollegstufe in den Kernfächern erheblich gekürzt: in Deutsch um 190 Stunden, in Mathematik um 152 oder bei der ersten Fremdsprache um 266 Stunden. Ein „Abitur light“ wollten die 640 Zuhörer keinesfalls hinnehmen.

Dagegen hatte der CSU-Landtagsabgeordnete Siegfried Schneider beteuert, die „Intensivierungsstunden“ seien „zentraler Baustein“ des G 8 und würden zur Vertiefung des Stoffs wie zur Förderung von schwachen wie hochbegabten Kindern verwendet. Die Betreuung sei gesichert, so Schneider, denn die 1300 bis 1500 Lehrplanstellen, die durch das G 8 frei würden, stecke man in den Förderunterricht. Dieses Versprechen hielt Heinz-Peter Meidinger vom Philologenverband allerdings für eine „Mogelpackung“, wie er betonte.

Informationsdefizit

Heftige Vorwürfe musste sich der bildungspolitische Sprecher der CSU-Fraktion von Vertretern des Freisinger Camerloher-Gymnasiums gefallen lassen. Empört reagierten die Väter und Mütter darauf, dass Schneider weder von den Raumengpässen – „30 Kinder sitzen wie in einer Besenkammer“ – noch vom Fehlen der vorzeitigen Baugenehmigung für die Erweiterung wusste. Erst wenn solche Probleme gelöst seien, könne man an die Einführung des achtjährigen Gymnasiums denken, befand eine Frau.

Diskussionsleiter Johann Kirchner von der Freisinger SZ gelang es, die Wogen zu glätten: Er verpflichtete Schneider, sich zu informieren und Landrat Manfred Pointner mitzuteilen, wann er mit dem Anbau des Camerloher beginnen könne.

„Falschmünzerei“ und „Betrug“

Freising ■ Erich Sonnemann, Direktor des Josef-Hofmiller-Gymnasiums und Bezirkschef des Philologenverbands, hat die Staatsregierung der „Falschmünzerei“ bezichtigt und dafür minutenlangen Applaus des Publikums geerntet. Bei der Podiumsdiskussion „Gymnasium am Wendepunkt“ hielt Sonnemann der CSU und ihrem bildungspolitischen Sprecher Siegfried Schneider vor, man sei auf ganzer Linie „belogen und betrogen“ worden.

Sonnemann belegte seinen Vorwurf mit zahlreichen Beispielen. Was es mit dem Niveau des G 8 auf sich habe, sei an der Reduzierung der Deutschstunden ablesbar: In den Klassen fünf bis sieben würden an Hauptschulen 29 und an Realschulen 26 Stunden Deutsch unterrichtet. Am

G 8 seien für dieses wichtige Fach nur mehr 22 Wochenstunden vorgesehen.

Ministerin Monika Hohlmeier habe noch wenige Tage vor der Landtagswahl erklärt, sie sehe in einem achtjährigen Gymnasium „nicht Innovatives“. Die Behauptung, die Schulzeitverkürzung sei mit dem Kultusministerium abgesprochen, sei ebenfalls unwahr, so Sonnemann. Dass Hohlmeier „völlig überrollt“ wurde, pfeifen die Spatzen von den Dächern“. Zur Durchsetzung des G 8 in der CSU-Fraktion sei Grundschullehrer Schneider gewonnen worden, bemerkte Sonnemann süffisant. Dem Kultusministerium warf er vor, nicht einmal richtig rechnen zu können. Stimme es, dass der Lehrplan schon um 50 Prozent gekürzt worden sei und nun weite-

rezehn Prozent abgespeckt würden, dann summiere sich die Einsparung auf 55 Prozent und nicht, wie man es Ministerpräsident Edmund Stoiber „aufgeschrieben“ habe, auf 60 Prozent.

Keine Qualitätssteigerung, sondern einen „Betrug“ sah Sonnemann in der Einführung des Fachs „Natur und Technik“. Solche „Konglomerate“ taugten vielleicht an der Grundschule, würden aber der Systematik des Unterrichts am Gymnasium nicht entsprechen. Er frage sich, welcher Teufel Schneider bei der Erfindung dieses Fachs geritten habe. Zweifel äußerte Sonnemann, dass die Zahl der Lehrplanstellen erhalten bleibe. Er bilanzierte: Die Reform führe zu überlasteten, demotivierten Lehrern wie Schülern und werde ihr Ziel verfehlen. sda

Verdienter Ruhestand

Dom-Kunstlehrer Axel Grebhahn verabschiedet

Freising ■ Nach 30 Jahren am Dom-Gymnasium ist Kunstlehrer Axel Grebhahn zum Halbjahr in den Ruhestand verabschiedet worden. Seine Nachfolgerin wird die Kunsterzieherin Sylvie Hoisl. Nach seinem Examen in München bekam der 60-Jährige im Schuljahr 1973/74 eine Stelle am Freisinger Gymnasium und ist bis zu seiner Pensionierung auch dort geblieben.

Der erste Eindruck der Domstadt war für ihn äußerst verschlafen. „Hier waren um 20 Uhr die Bürgersteige hochgeklappt,

ganz anders als in München“, erzählt Grebhahn. Aber Freising hat in den 30 Jahren viel aufgeholt, auch im Bereich der Kunst. Die Säulenhalle des Gymnasiums baute er zum Beispiel zu einer Galerie Freisinger Künstler aus.

Jetzt will der Kunstlehrer aber erst mal ausspannen. Und sich dabei geistig auf die neue Situation einstellen. Konkrete

Pläne für seinen Ruhestand hat er allerdings noch nicht. Das Reisen soll in Zukunft allerdings nicht zu kurz kommen. Denn jetzt hat er die Möglichkeit, außerhalb der Ferienzeiten zu verreisen und kann so die

Dinge ganz anders erleben als im Massentourismus.

In Erinnerung werden dem Kunsterzieher vor allem die 150- und 175-Jahr-Feier bleiben. Denn das seien beides Großereignisse gewesen, an denen die Kunst mitgewirkt habe und das Schulleben einmal von einer anderen Seite gezeigt habe.

Gern wird er an die Klassenfahrten zurückdenken, die sich bildhafter ausgestalten werden als im Schulalltag, dessen ist er sich sicher. Wenn er vom Erfolg ehemaliger Schüler erfährt, ist es für ihn wie Balsam für die Seele. Vor allem dann, wenn er sie über einen steinigen Weg geführt habe, und sie dies im Nachhinein als Beitrag für ihren Erfolg erkennen. rap



Axel Grebhahn geht in den Ruhestand. sm

Die „Perle“ vom Dom-Gymnasium

Seit 30 Jahren arbeitet Rosa Hödl als Sekretärin am Freisinger Dom-Gymnasium. Drei verschiedenen Schulleitern und weit über hundert Lehrern hat sie zugearbeitet, Tausende von Schülern wurden von ihr betreut und ihre Eltern beraten. Die Schüler schät-



Die „Perle“ vom Dom-Gymnasium mit Blumen: Rosa Hödl. efm

zen an ihr besonders, dass sie immer für ihre Anliegen offen und auf ihre kompetenten Aussagen Verlass ist. „Ohne sie würde hier wahrscheinlich nichts funktionieren“, war in der jüngsten Ausgabe der Schülerzeitung *DomReport* zu lesen.

In Freising geboren, in der St. Georg-Mädchenschule und dann in der Freisinger Berufsschule ausgebildet, hat Rosa Hödl von 1974 bis 1984 im Büro einer Textilfabrik in Eching gearbeitet. Der Strukturwandel in der Textilbranche, die erste Globalisierungswelle der Industrie lief damals schon an und führte 1984 zur Schließung dieses Werkes. So hatte Hödl Glück, als zur gleichen Zeit am Dom-Gymnasium eine Sekretärinnenstelle frei wurde. Jetzt konnte sie ihren Arbeitsplatz zu Fuß erreichen, denn gewohnt hat sie, eine geborene Wildgruber, immer an der Unteren Domberggasse.

In ihrer Freizeit kennt man Rosa Hödl als begeisterte Tennisspielerin, sie radelt gerne und schmökert in Büchern. Bei einer kleinen Feier bedankten sich der Schulleiter und die Lehrer sehr persönlich bei ihrer „Perle“. sab

SZ · 5. Mai 2004

SZ · 4. März 2004

NACHRUF

SZ · 24. November 2003

Am 17. November verstarb nach längerer Krankheit die ehemalige Lehrerin des Dom-Gymnasiums Freising, Elisabeth Schwarzenböck. Sie war nur 50 Jahre alt geworden.

Elisabeth Schwarzenböck war im Herbst 1989 an das Dom-Gymnasium gekommen. Sie unterrichtete in Teilzeit hier quer durch alle Klassen ihre Studienfächer Mathematik und Erdkunde. Zum Schuljahr 2001/02 wechselte sie an das neu gegründete Gymnasium Indersdorf über. Für dessen Aufbau hatte sie große Pläne, an deren Ausführung die leider rasch fortschreitende Krebserkrankung sie aber bald hindern sollte.

Die engagierte Lehrerin stand, wie man so sagt, mit

beiden Beinen im Leben. Ihr kam es sehr darauf an, dass ihre Schüler lernten, auf eigenen Füßen zu stehen, selbstständig zu denken und sich sozial zu engagieren. Sie sollten mathematisch denken lernen, nachdem sie ein solides formales oder mechanisches Rüstzeug erhalten hatten. In der Anleitung zur Arbeit an diesem hohen Ziel war sie stets freundlich, konnte aber sehr hartnäckig und konsequent werden. Nicht jedem Mittelstufenschüler wollte das immer gefallen.

Im Bereich der Erdkunde arbeitete sie regelmäßig mit Projektträgern der Dritten Welt zusammen, um den Schülern auch durch Praxisnähe den Horizont zu erweitern. Sie erhielten in einer

Halbjahresarbeit aber auch Einblicke in das, was Armut und Obdachlosigkeit bei uns bedeutet.

Elisabeth Schwarzenböck wurde oft auch für Sonderaufgaben und Funktionen schulischer wie überschulischer Art herangezogen. Ihre Stärke und Neigung lagen in der Art ihres freundlichen und genauso bestimmten Umgangs mit Personen sowie in ihrer Solidarität der Diagnose und der Beratung.

So war die Pädagogin eine agile, sehr zuverlässige, solide und geschickte Lehrkraft, mit der sich äußerst angenehm zusammenarbeiten ließ und die bei Schülern, Eltern und Kollegen geschätzt und geachtet war. Sie hat sich um die Jugend sehr verdient gemacht.

Prominente Gratulanten

Auch Otto Wiesheu drückte am Dom die Schulbank

Freising ■ „Auch wenn die Schule 175 Jahre auf dem Buckel hat: Schüler, Lehrer und Eltern verleihen dem Dom-Gymnasium ein modernes Gesicht.“ Diese Ansicht vertrat Schülersprecherin Eva Schäffler beim Festakt am vergangenen Freitag. Auch prominente Gratulanten verbinden persönliche Erfahrungen mit der Schule.

Ministerialdirektor Josef Erhard amüsierte die Festgäste mit Anekdoten aus seiner Schulzeit und resümierte: „Ich bin dankbar für diese Bildung, die etwas Besonderes war und ist.“ Staatsminister Otto Wiesheu pilgerte ebenfalls als Bub auf den „mons doctus“. Er versicherte, der humanistische Geist wirke für das ganze Leben und auch

heute bei jungen Menschen. Wiesheus Kinder würden gerade am Domgymnasium „geschunden“, hatte Direktor Alfons Strähhuber verraten, als er die Ehrengäste mit selbst ersonnenen Versen begrüßte.

Das Pauken konnte die Schüler nicht davon abhalten, sich beim Festprogramm zum Jubiläum einzubringen. „Der große Augenblick ist da“, rief Eva Schäffler. Sie hatte von den aufwändigen wie anstrengenden Vorbereitungen zur 175-Jahrfeier berichtet. Der „Tag der offenen Tür“ am Samstag war aber nur ein Highlight im Jubiläums-Programm: Es folgen ein Sport- und Spielefest, eine musikalische Revue und ein Sommerfest. sda



Mit bunten Fahnen vor dem Domgymnasium kündeten Schülerinnen und Schüler von dem Jubiläum ihrer „Penne“. ds/sm

Ausflug zum Jubiläum

Dom-Gymnasiasten fahren gemeinsam nach Prien

Freising ■ Die sehr bewegte und erfolgreiche Festwoche zum 175. Jubiläum des Freisinger Dom-Gymnasiums fand mit einem Ausflug der gesamten Schule an den Chiemsee seinen Abschluss. Ein ungewohntes Bild bot sich den Autofahrern auf der A 8 in Richtung Süden am vergangenen Donnerstag. Wie an einer Perlenkette aufgereiht zogen 14 Reisebusse mit Schülern aller Jahrgangsstufen an ihnen vorüber.

In den Bussen der älteren Schüler herrschte Ruhe – was nicht zuletzt eine Folge des Sommerfestes am Vortag gewesen sein dürfte. Die Kollegiaten, die nach einem Basar zu Gunsten Notleidender in Afrika noch das Sommerfest zu organisieren und im Anschluss daran aufzuräumen hatten, durften sich während der Fahrt ein kleines Nickerchen gönnen. Denn schon um 7.15 Uhr hatten sie die an der Luitpoldanlage bereit stehenden Busse nach Prien bestiegen.

In den Bussen mit jüngeren Jahrgangsstufen war hingegen eine höhere Aktivität feststellbar, schließlich freute man sich auf einen ungewöhnlichen Aus-

flug. In Prien angekommen, bestiegen alle Dom-Gymnasiasten das Schiff „Edeltraut“, das sie zu verschiedenen Zielen brachte. So verließen Klassen das Schiff etwa in Seebruck oder Gstadt, von wo aus sie den Rückweg nach Prien zu Fuß antraten, andere unterbrachen eine große Rundfahrt auf der Frauen- oder Herreninsel.

Ohne einen Tropfen Regen abkommen zu haben, traten die Schüler müde, aber glücklich die Rückreise nach Freising an. Damit ging eine ganze Reihe von Großveranstaltungen am Dom-Gymnasium zu Ende, auf deren erfolgreichen Verlauf Schüler und Lehrer mit Recht stolz sein dürfen. Mehrere tausend Interessierte besuchten den Festakt, den Festball, den Tag der offenen Tür, das Sportfest, die musikalische Revue und den Sommerbasar.

„Der große Erfolg der Festlichkeiten war nur durch die intensive Zusammenarbeit zwischen Schülern, SMV, Elternbeirat und Lehrern möglich. Die Früchte unserer Arbeit werden auch langfristig spürbar sein“, freute sich Schulleiter Alfons Strähhuber. fe

SZ · 21. und 30. August 2003

FT · 10. August 2003

Mit „Volldampf“ auf der Jubiläumsstrecke

Sport- und Spielefest des Dom-Gymnasiums: 1750-Meter-Lauf fordert letzte Reserven

Freising (heo) – Für jedes Jahr zehn Meter: Folgerichtig mussten 1750 Meter beim Jubiläumslauf des Dom-Gymnasiums in der Savoyer Au zurück gelegt werden. Bei brütender Hitze kamen nicht alle Schüler ans Ziel. Die Sportlehrer persönlich sorgten dafür auch zum Ende der Veranstaltung mit Wasserpistolen für Abkühlung.

Im beigen Sommeranzug und mit Hut beschränkte sich Rektor Alfons Strähhuber zwar auf die organisatorische Abwicklung der viel umjubelten Preisverleihung, doch die Distanz würde dem passionierten Jogger sowieso keinen Schrecken einjagen: „Ich war immer schon ein guter Langstreckenläufer“, gab er sich vorbildlich sportlich. Allerdings könne der „Ü-Sechz'ger“ mit den Zeiten seiner Schüler nicht mithalten: 6,16 Minuten hätte er dafür auch unterbieten müssen. Dominik Semrens Zeit, der in der Gruppe der Elft- und Zwölftklässler lief, war am gestrigen Nachmittag nicht zu überbieten. Bei den Mädchen hatte Ramona Schütz (Gruppe der Siebt-

und Achtklässler) die Nase drei Sekunden vor Bettina Held (Elft- und Zwölftklässler) ins Ziel gebracht.

Nicht alle Schüler bewältigten bei über 30 Grad die Distanz in und um das Stadion in der Savoyer Au. Sogar

einen Kreislaufzusammenbruch hatte Lehrkraft Syryca Nagel zu beklagen, der aber harmlos gewesen sei.



Gewinner gab es am gestrigen Montag viele. Die schnellsten Läufer bekamen aus den Händen vom Dom-Direktor Alfons Strähhuber (rechts) eine Urkunde.

Ganz so überanstrengt hat sich Daniela Baierl zwar nicht, doch ihr geröteter Kopf spricht Bände: „Es ist einfach zu heiß zum Laufen.“ Kaum verwunderlich, dass die Achtklässlerin das Rennen nicht beendete und sich lieber auf die schattige Tribüne begab. Andere gaben kräftig Gas: Oliver Sgoiff aus der 9 c etwa. In sechs Minuten und 31 Sekunden gewann er die Wertung seiner Klasse. „Verfolger“ trudelten mitunter erst fünf Minuten später ein. Aber schließlich sind ja nicht alle aktive Leichtathleten wie Oliver.

Weniger ernst als beim 1750-Meter-Rennen ging es im Vorprogramm zu Sieben Stationen – vom Wassertransport über Medizinballschleppen bis zum Hula-Hoop – galt es für die Fünft- bis Elftklässler bei der Spafstaffel zu überwinden. Die Abkühlung kam nach der Siegerehrung: In Badekostümen aus den 20-er Jahren und mit Wasserpistolen „bewaffnet“ machten die Sportlehrer „Jagd“ auf die Schüler. Bereitwillig nahmen die von Sport und Hitze geplagten Schüler den Kampf an.

„Dom“-Aula in riesige Festmeile verwandelt

Freising (zz) – Zweiter Akt im großen Theater um das 175-jährige Bestehen des Dom-Gymnasiums. War es am Freitag beim Festakt noch hoch offiziell abgelaufen (wir haben berichtet), ging am Samstag beim Tag der offenen Tür die „Mons doctus“-Post ab. Zwischen dem Status Quo-Klassiker „Rockin' all over the world“ und einem Sinnesparcours

mit dem Hinweis: „Hier findet keine Action statt“ – Humanisten verstehen es, rauschende Feste zu feiern. Die Werbetrömel für den Marathon an Vorführungen, Aufführungen und Einführungen rührte „Linda“. Die Pappmaché-Kuh war samt Dirndl- und Lederhosen-bewehrten Schülerinnen auf einen Anhänger geklettert, den ein hupender Traktor samt

ebenso hupendem Begleitfahrzeug durch die Stadt zog, während die Zöpfchen tragenden „Deandl“ begeistert kreischten und winkten.

Gleich zwei Bühnen in der Aula gaben der Big Band, der Teakwondo-Gruppe und den Schulsanitätern ebenso Gelegenheit zur Präsentation wie der Pret-a-porter-Schau „Antike Mode“. Aber nicht nur die Griechen und Römer

stellten sich vor und luden „ad cibos Romanos“ zum römischen Büfett. Auch naturwissenschaftlich zeigte sich der Tempel humanistischer Bildung auf der Höhe der Zeit: Experimente im Chemie- und im Physiksaal, Mikroskopieren für Biologie, dazu Webcam-Aufnahmen vom Mond und den Planeten sowie die Anwendungen von Computerprogrammen – High-Tech pur. Dazu noch Gedichte und Balladen sowie „The Cat in the Hat“ von der English Drama Group der 7b/c. Hunger und Durst musste niemand leiden: Das „Coeur Cafe“ oder auch „Dixies Bar“, Biertische im Freien und das „Cafe Sonnenblume“ halfen, den Trubel durchzustehen. Hinzukamen Ausstellungen und Bildwände, auf denen das „Dom“ sich und seine Aktivitäten vorstellte, sowie die Boutique der „Freunde des Dom-Gymnasiums“, wo man T-Shirts, Schlüsselbänder, das Buch zur Geschichte, den Dom-Spiegel oder auch Bilder des Gymnasiums kaufen konnte. Und mittendrin Oberstudienleiter Alfons Strähhuber, der die riesige Geburtstags-torte anschneiden durfte.



Witziges und Interessantes hatten die Dom-Gymnasiasten für den „Tag der offenen Tür“ vorbereitet. So auch Kuh Linda, die nach ihrer Stadt-Werbe-Tour in der Aula aufgestellt wurde. Foto: Metz

FT
21. August 2003

„Diese Ausbildung ist etwas ganz Besonderes“

175 Jahre Dom-Gymnasium: Festredner würdigen humanistische Werte-Vermittlung

VON SEBASTIAN BECK

Freising – „Die Schule musste stürmische und schwierige Zeiten durchleben.“ Wie Elternbeiratsvorsitzender Bernd Sutor, blickten beim Festakt des Dom-Gymnasiums viele prominente Gratulanten auf 175 wechselvolle Jahre des humanistischen Gymnasiums zurück. Festredner Professor Dr. Hans Maier betonte den Stellenwert von Bildung, Wissen und Werten aus der humanistischen Tradition – auch für das Jahr 2003.

„Die 175-jährige Tradition des Dom-Gymnasiums hat die Schulstadt Freising geprägt“, so Oberbürgermeister Dieter Thalhammer in seiner Ansprache. Stadträte, Direktoren anderer Schulen, Vertreter der Universitäten, Wirtschaft und Geistlichkeit: Sie alle kamen, um der alt ehrwürdigen Schule zu gratulieren.

Bayerns Wirtschaftsminister Dr. Otto Wiesheu überbrachte die Grüße der Staatsregierung. „Die Haltungen, Werte und Überzeugungen“, der Geist eines humanistischen Gymnasiums, „bleiben für das ganze Leben“. Dem schloss sich Mi-

nisterialdirektor Josef Erhard an. Munter unterhielt er das Publikum mit Anekdoten aus seiner eigenen Schulzeit am Dom und lobte: „Diese Ausbildung ist etwas Besonderes.“

Der Bildungsexperte und ehemalige Kultusminister Dr. Hans Maier kennt das Dom-Gymnasium: Schon bei der 150-Jahr-Feier hatte er die Festrede gehalten. „Die Zeiten haben sich gründlich gewandelt“, so Maier. Er überschrieb seine Rede mit „Lohnt Bildung noch?“. Sein Fazit: Sie rechnet sich nicht und garantiert weder soziale

noch finanzielle Vorteile. Bildung schaffe aber ein wichtiges Fundament für das spätere Leben.

Scharf analysierte Maier die derzeitige Situation: „An die Stelle der Bildungseuphorie sind vielfach Skepsis und Zweifel getreten“, was heute zur „heftigen Schulkritik“ führt. Dem öffentlichen Erwartungsdruck könne die Schule nicht mehr standhalten. Gerade in gesellschaftlich veränderten Zeiten sei sie nicht in der Lage, ohne Unterstützung aus der Gesellschaft, die Erziehung zu übernehmen. Maier

kritisierte die Verrechtlichung des Schulbetriebs und das Zerbrechen des pädagogischen Konsens zwischen Eltern, Lehrer und Schüler. „Aus Partnern wurden Kontrahenten“, die vor Gericht um Zensuren oder Verweise streiten. Es herrsche manchmal „eine grenzenlose Prozesswut“.

Als Ausweg mahnte Maier zur nüchternen Rückbesinnung auf das, was eine Schule wirklich an Erziehungsarbeit leisten kann. Dazu gehören das selbstbewusste Engagement der Lehrer und ein gesundes Miteinander der Schulfamilie. Dann lohne sich Bildung – für den Charakter des Einzelnen.

Neben den Gratulanten kamen auch die Vertreter der Schule zu Wort. Direktor Alfons Strähhuber beließ es bei der Begrüßung der Ehrengäste. Schülervertreterin Eva Schäffler betonte: „Die Schüler verleihen dem Dom-Gymnasium ein modernes Gesicht.“ Trotzdem dürfe man die Tradition dieser alt ehrwürdigen Schule nie aus den Augen verlieren.



Viel Prominenz gratulierte am Freitag dem Dom-Gymnasium zum Jubiläum (v. l.): Weihbischof Dr. Bernhard Haßlberger, TU-Chef Dr. Wolfgang Herrmann, Direktor Alfons Strähhuber, Ministerialdi-

rektor Josef Erhard, Kultusminister a. d. Hans Maier, Dr. Otto Wiesheu, OB Dieter Thalhammer sowie die Schülervertreterinnen Sarah Müzyk und Eva Schäffler. Foto: Guido Metz

FT
19. August 2003

Historie und Gegenwart humorvoll aufs Korn genommen

175 Jahre Dom-Gymnasium schildern Schüler und Lehrer in einer sehenswerten musikalischen Revue

Freising ■ Nostalgie kam beim Berichtersteller auf, als er am Dienstag die „Musikalische Revue“ anlässlich des 175. Geburtstags des Dom-Gymnasiums besuchte: Hatte er selbst doch zwischen 1970 und 1979 noch im alten Gebäude beziehungsweise im Kardinal-Döpfner-Haus an praktisch allen Schulkonzerten mitgewirkt. Etwas Neid mischte sich auch mit: Die Historie und Gegenwart der Bildungsanstalt humorvoll aufs Korn zu nehmen, wäre unter dem legendären Direktor „Dipf“ so undenkbar gewesen wie, wie..., ja wie? Manchmal fehlen eben auch dem Berichtersteller die passenden Worte.

Anno 2003 moderierten die beiden Diddelmäuse-Schüler Rosalie Wiesheu und Georg Wöhrl ein Revueprogramm, das es an intelligent konzipierten humoristischen Einlagen in sich hatte. Anhand von mit parodistischen Neutexten unterlegten Musikbeispielen ging man auf eindreiviertel Jahrhundert Gymnasium ein: Die Gründung als Kadenschmiede für Priester, das Bier als hormoneller Dämpfer, wenn die künftig Zölibatären das weibliche Geschlecht reizte, die Finanzierung zu Zeiten Ludwigs I., aber auch der zunächst verpönte Rock'n'Roll, das Rauchereck für Kollegiaten und das „Bildungswaterloo“ PISA wurden in 24 Szenen mit nicht we-

niger als 559 Versen aufs Korn genommen. Dazu hatte man musikalische Evergreens von Haydn's „Abschiedssymphonie“ über Ingegneri-Chorsätze, Bernsteins „Somewhere“, Schuberts „Wanderer“, Volkslieder wie „Muss i denn zum Städtle hinaus“ oder den Deep Purple-Hit „Smoke on the water“ passend neu textiert. Zum besseren Verständnis wurden die Texte samt netter Illustrationen auch per Beamer ausgestrahlt.

Den Löwenanteil an Arbeit hatten die Bigband, das Orchester und die Chöre inne, die von Michael Schwarz und Roland Burghardt auf ebenso viel Pep wie Sauberkeit und Klangkultur hin getrimmt worden waren. Einzeleinlagen von Florian Vogls Sologeschang zu „Wer soll das bezahlen?“ über drei rappende Unterstufenschülern mit Baseballkappis und Sonnenbrillen bis zu Tänzerinnen in historischen Brautkleidern und singenden und musizierenden Lehrern einschließlich des Schulleiters ergänzten das Spektrum.

Deutlichen Anteil am gelungenen Abend hatten auch die Beleuchtungs- und Tontechniker sowie die Dekorateure: Mittels weniger, geschickt platzierter Dekoelemente sah die Aula, deren Architektur etwas an pädagogische Bemühungen des Jugendstrafvollzugs in den 70ern gemahnt, richtig heiter aus. NIKO FIRNKEES



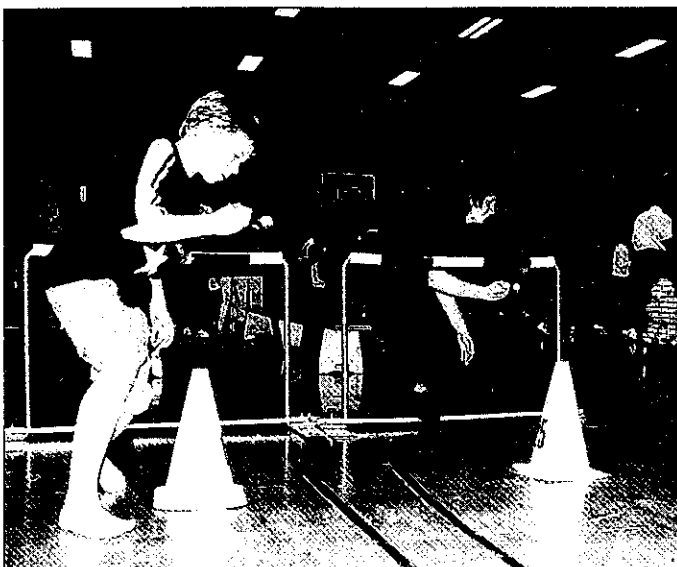
Den letzten Satz der Abschiedssymphonie von Haydn spielt das Orchester des Dom-Gymnasiums. bt/Fotos (2): Einfeldt



Heitern und modern wurde der Rückblick auf 175 Jahre Schulgeschichte mit der Bigband und „Rock around the clock“.

SZ · 24. August 2003

FT · 7. Oktober 2003



Eine Schulhausrallye begeisterte den Dom-Nachwuchs

Zu einem Begegnungsnachmittag lud das Dom-Gymnasium die Schüler der fünften Klassen und deren Eltern ein. Im Rahmen dieser schon traditionellen Einrichtung unter der Schirmherrschaft des Elternbeirats der Schule, konnten die jüngsten Dom-

Gymnasiasten ihre Lehrer einmal außerhalb des Unterrichts kennen lernen. Eltern bot sich die Gelegenheit, sich zwanglos mit den Lehrkräften und anderen Eltern auszutauschen und Kontakt zu den Elternbeiräten aufzunehmen. Dies konnten sie zu-

nächst in aller Ruhe tun, denn die Tutoren veranstalteten für ihre Schützlinge eine Schulhausrallye. Anschließend jedoch war es mit der Ruhe vorbei, da die Fachschaft Sport zu einem sportlich-lustigen Parcours in die Turnhalle des Gymnasiums

bat. Nach einem kurzen Erwärmungsteil mussten Eltern und Kinder Kondition, Koordination und vor allem Teamgeist an den sechs Stationen unter Beweis stellen. Der Applaus nach der Siegerehrung verriet, dass alle kleinen und großen Sportler

Gefallen an dem bunten Treiben gefunden hatten. Der große Zuspruch – 135 Eltern hatten sich mit ihren Kindern angemeldet – lässt darauf hoffen, dass dieser Begegnungsnachmittag auch im nächsten Schuljahr wieder angeboten werden kann.

Sehr gut gerechnet

Dom-Schüler bei Landeswettbewerb erfolgreich



Helle Köpfe: Maria Springer, Josef Mitterer und Peter Wagner (von links) vom Freisinger Dom-Gymnasium waren beim Landeswettbewerb Mathematik erfolgreich. Foto: S. Martin

Freising ■ Wie gut sie rechnen und tüfteln können, haben drei Schüler aus dem Freisinger Dom-Gymnasium heuer beim Landeswettbewerb Mathematik unter Beweis gestellt. Beste war dabei die schon in mehreren Wettbewerben erfolgreiche Maria Springer aus der zehnten Jahrgangsstufe. Sie gewann einen zweiten Preis und wurde dafür mit einem Buchgeschenk und einem Zeitschriftenabonnement belohnt.

Mit Joseph Mitterer verdiente sich außerdem ein Schüler aus der achten Klasse einen dritten Preis, prämiert mit einem mathematischen Sachbuch. Die Leistung von Mitterer wird im Dom-Gymnasium schon deshalb als sehr erfreulich bewertet, weil der Schüler zuvor noch nie an einem Wettbewerb teilgenommen hatte. Mit ei-

nem Anerkennungspreis wurde außerdem Peter Wagner aus der zehnten Jahrgangsstufe belohnt. Er hatte in diesem Wettbewerb schon in den vergangenen beiden Jahren große Erfolge gefeiert.

Der Landeswettbewerb Mathematik ist ein in ganz Bayern ausgeschriebener Wettbewerb, in dem besonders begabte Schüler und Schülerinnen der Mittelstufe (8. bis 10. Klassen) gefördert werden. Den Teilnehmern werden dabei sechs Aufgaben gestellt, von denen vier bearbeitet werden müssen. Je nachdem, wie gut die Aufgaben bearbeitet wurden, werden erste, zweite und dritte Preise sowie Anerkennungspreise vergeben. Schüler mit einem ersten oder zweiten Preis sind für die Schlussrunde des Wettbewerbs qualifiziert. v0

FT · 22. Dezember 2003

Weihnachtliche Klänge verzaubern Dom-Aula

Besinnliches Konzert im Gymnasium

Freising (pm) – Die Aula war mit etwa 800 Besuchern voll besetzt, das Ambiente traditionell stilvoll: Am Mittwochabend fand das alljährliche Weihnachtskonzert des Dom-Gymnasiums statt. Den Anfang machte dabei das Blechbläserensemble, das „stimmungsvoll, wie es sich gehört, das Weihnachtskonzert und damit die Adventszeit angeblasen hat“, bemerkte Alfons Strähuber, Direktor des Gymnasiums, in seiner Begrüßung.

Gemeinsam ließ man die Aufführung mit dem Stück „Angels“ schließlich stimmungsvoll ausklingen.

Im Rahmen der Feier galt der Dank nicht nur den Organisatoren für die Umsetzung, sondern auch der Stadt Freising. „Sie ermöglichte es, dass das Gymnasium seit acht Wochen stolzer Besitzer eines Baritonsaxophons ist“, berichtete Michael Schwarz, Leiter des Orchesters und der Big Band, stolz.

Es gab aber auch einen



Das Bläserensemble des Dom-Gymnasiums begrüßte die rund 800 Gäste beim Weihnachtskonzert in der Schul-Aula. Foto: Metz

Das abendfüllende Programm war in zwei große Teile gegliedert. Den Vortritt hatten dabei die kleineren Gruppen wie das Untertufenorchester, die Volksmusikgruppen, der Chor und der Grundkurs Orchester. Sie interpretierten Stücke wie „Jingle Bells“, „Ach mein Seel“ (aus Österreich) und „I can tell the world“.

Nach einer kurzen Pause steigerte sich dann das Ganze bis hin zu einem gemeinsamen Auftritt des großen Chores, des großen Orchesters und der Big Band. „Tanz der Zuckerfee“ aus „Der Nussknacker“ sowie „Westminster carol“ sind nur einige Beispiele der dargebotenen Mu-

nachdenklichen Anstoß: Nüchtern prangerten die Anmerkungen der Veranstalter auf der Rückseite des Programmblattes. Die nahenden Reformen im Schulwesen würden zum einen eine Vielzahl an Belastungen für Schüler und Lehrer hervorbringen. Zum anderen „würden sie auch die Hauptleistungsträger, die älteren Schüler, wegfällen lassen“, merkte Michael Schwarz besorgt an. Insofern werde das freiwillige Engagement für derartige Veranstaltungen erschwert, was unter Umständen dazu führen könne, musikalische Events nicht mehr durchführen zu können.

FT · 19. Dezember 2003



FT · 24. November 2003

Schüler arbeiten für guten Zweck

Auf die Problematik der Entwicklungsländer machte die Fachschaft Erdkunde des Freisinger Dom-Gymnasiums mit einer Ausstellung aufmerksam. Das Klassenzimmer der 8c verwandelte sich in ein Café. Zum Kommen eingeladen waren Eltern und Freunde; sie konnten Tee, Kaffee und selbst gebackene Kuchen genießen, die von den Schülern kostenfrei angeboten wurden. Die Gymnasiasten trugen die Unkosten für Getränke und Speisen selbst und unterstützten damit ein Projekt in Südafrika, das auch Thema der Ausstellung war. sab/Foto: S. Martin

Reiter fordert „geistige Selbstbeteiligung“

Krise nur mit weniger Anspruchsdenken und mehr Eigenverantwortung zu meistern

VON HELMUT HOBMAIER

Freising - Den krisengeschüttelten Sozialstaat Deutschland wieder auf Kurs zu bringen - das werde nicht weniger schwierig als das Umsteuern eines Öltankers. Dennoch sei die Richtung klar, erklärte Prof. Heinrich Reiter: „Weg vom gedankenlosen Anspruchsdenken, hin zu mehr Eigenverantwortung“. Der Sozialstaat müsse wieder finanzierbar werden, postulierte der frühere Präsident des Bundessozialgerichtes, forderte klare Schritte statt Schnippleien - und von der verwöhnten Gesellschaft das, was er als „geistige Selbstbeteiligung“ bezeichnete.

Fein formulierte, aber dem Gehalt nach doch sehr deutliche Worte waren im großen Musiksaal des Domgymnasiums zu hören, als der prominente frühere Schüler (das Abitur hat er 1949 in der Turnhalle der Lehrerbildungsanstalt geschrieben) unter dem Applaus der Domfreunde ans Rednerpult trat: Der inzwischen 73-jährige Heinrich Reiter, bis 1995 Präsident des Bundessozialgerichtes in Kassel und Schlichter in brandheißen Tarifkämpfen. Er räumte gleich ein, für die überfällige Reform des sozialen Sicherungssystems kein Patentrezept dabei zu haben und im Wust seltsamer Kommissionen und aktueller Vorschläge selbst bereits „den Überblick verloren zu haben.“

Reiter stürzte sich auch nicht ins „politische Schlachtgetümmel“, sondern



Dom-Freunde unter sich (v. l.): Herbert Rott, Wolfgang Illinger, Dr. Florian Herrmann und Prof. Dr. Heinrich Reiter. Der Referent ist gebürtiger Freisinger, Abiturjahrgang 1949. Foto: Lehmann

dozierte zunächst über die Historie des Sozialstaates, der im vergangenen Jahrhundert tiefste Krisen gemeistert, nun aber an die Grenzen seiner Finanzierbarkeit gestoßen sei.

„Es werden keine Brötchen gegessen, die nicht zuvor gebacken wurden“.

Prof. Heinrich Reiter

Dass „immer aller Sozialaufwand aus dem Volkseinkommen der laufenden Periode gedeckt werden muss“ dürfe man eben nicht vergessen. „Es werden keine Brötchen gegessen, die nicht zuvor gebacken wurden“ zitierte

er Nell-Breuning. Mit dem Backen freilich hapert's derzeit, dafür sitzen mehr Mitesser denn je am Tisch: Fünf Millionen Arbeitslose, eine langsam vergrößernde Gesellschaft, zuwenig Kinder - dem müsse sich der Sozialstaat nun rasch anpassen. Bei Reiter klang das vornehm so: „Das Sozialstaatsprinzip ist keineswegs ein statisches, sondern im höchsten Maße dynamisches Prinzip, das darin besteht, den äußerst wechselvollen, jeweils aktuellen sozialen Problemen entsprechend zu begegnen, notfalls in Form von Minderung der Leistung“. So weit, so gut - wie aber nun das, was in den vergangenen Jahrzehnten aufgebaut wurde - Erziehungsgeld, Wohngeld, Aus-

bildungsförderung oder Pflegeversicherung - wie das Ganze zurück fahren? Einen „Königsweg“ konnte der Referent nicht anbieten, forderte aber „eisernes Sparen an allen Ecken und Enden“. Faktischer Hintergrund: Schon 2030 kämen auf 100 Beitragszahler 70 bis 80 Rentner, das Arbeitsvolumen sinke weiter ab, und das Vollzeit-„Normarbeitsverhältnis“ würde schleichend durch Mini-Jobs, Teilzeitarbeit, Scheinselbstständigkeit und Schwarzarbeit ersetzt. Reiter: „Ich fürchte deshalb, und das ist meines Erachtens gravierend: Es ist zu erwarten, dass wir uns von dem klassischen in einer über 100-jährigen Tradition gebildeten Begriff des abhängig

Beschäftigten als der Zentralfigur des Sozialversicherungsverhältnisses wenigstens zum Teil verabschieden müssen“.

Grundsätzliche Weichenstellungen oder Ansätze für wirkliche Strukturveränderungen wurden nicht in Angriff genommen“.

Prof. Heinrich Reiter

Aus der Krise führten nur Einschnitte ins soziale Netz, die von der gesamten Gesellschaft in einer Haltung „geistiger Selbstbeteiligung“ „akzeptiert werden müssten. Angesichts des „manchmal fast widerwärtigen politischen Hickhacks“ glaubte Reiter allerdings nicht an den notwendigen schnellen und tiefgreifenden Kurswechsel. Stattdessen produzierten Kommissionen, deren Legitimation der Referent in Zweifel zog, Kompromisse mit unklaren Regelungen, die das Vertrauen der Bürger in die Gesetzgebung strapazierten. Reiter: „Grundsätzliche Weichenstellungen oder Ansätze für wirkliche Strukturveränderungen zum Beispiel über die Frage eines langfristigen Umbaus auf Koppauschalen oder Bürgerversicherung wurden nicht in Angriff genommen, ja nicht einmal angedeutet“.

Den Politikern wünschte der 73-Jährige schließlich „Kraft und Mut“ und verwies aufs Chinesische. Dort gäbe es für die Begriffe Chance und Krise das gleiche Schriftzeichen.

FT · 19. November 2003

SZ · 19. Dezember 2003

Auch Mozart hatte ein Faible für Volksmusik

Chor, Orchester und Bigband der Schule begeistern das Publikum / Direktor Strähuber musiziert mit

Freising ■ Dass Traditionsbewusstsein und Heimatverbundenheit am Domgymnasium keine leeren Phrasen sind, ist bekannt. Seit Direktor Alfons Strähuber die Schule leitet, schlägt sich dies auch in musikalischer Hinsicht nieder. Die beiden Volksmusikgruppen, die der begeisterte Gitarrist ins Leben gerufen hat, bestritten am Mittwoch einen Gutteil des Weihnachtskonzertes.

Der Applaus gab dem Volksmusikliebhaber Recht. Es waren bei weitem nicht nur die Eltern, die Beifall spendeten. Gerade bei den Schülerinnen und Schülern schien die Folklore gut anzukommen. Kein Wunder, die Volksmusikgruppe II verfügte etwa über eine hervorragende Flötistin und Klarinetistin. Nebenbei bemerkt, demonstrierten die Musikanten, dass auch Wolfgang Amadeus Mozart ein Faible für Volksmusik hatte. Neben dem Großen Chor zählten die Auftritte der Volksmusikgruppen zu den Glanzlichtern vor der Pause.

Der zweite Teil des Weihnachtskonzertes stand dann ganz im Zeichen der Bigband. Verdienten Ap-

plaus gab es freilich auch für das Große Orchester, das gleich zu Anfang mit zwei Auszügen aus „Der Nussknacker“ von Tschalkowsky zu überzeugen wusste. Dass das Domgymnasium auch hervorragende Sängerinnen in seinen Reihen hat, dafür sprach der Auftritt von Sabine Exner (11 b) und Miriam Meßner (10 b). Die Bigband begann mit „Frosty, the snowman“. Nach diesem lockeren „Warmup“, wagte sich das Ensemble dann an „Beauty and the beast“ heran. Eingedenk dessen, dass die ruhigen Stücke für eine Bigband keineswegs zu den leichtesten zählen, kann man den weihnachtlichen Beitrag der Bigband gar nicht hoch genug einschätzen. Mit messerscharfen Bläseriffs wartete die Bigband diesmal allerdings nicht auf. Stattdessen verabschiedete man sich mit einem wohltemperierten Medley.

Danach hatten die Tontechniker und das Bühnenspersonal - wohlgerneht alles engagierte Schüler - alle Hände voll zu tun. Galt es doch, die Bühne für das große Finale vorzubereiten. Großer Chor. Großes Orchester und

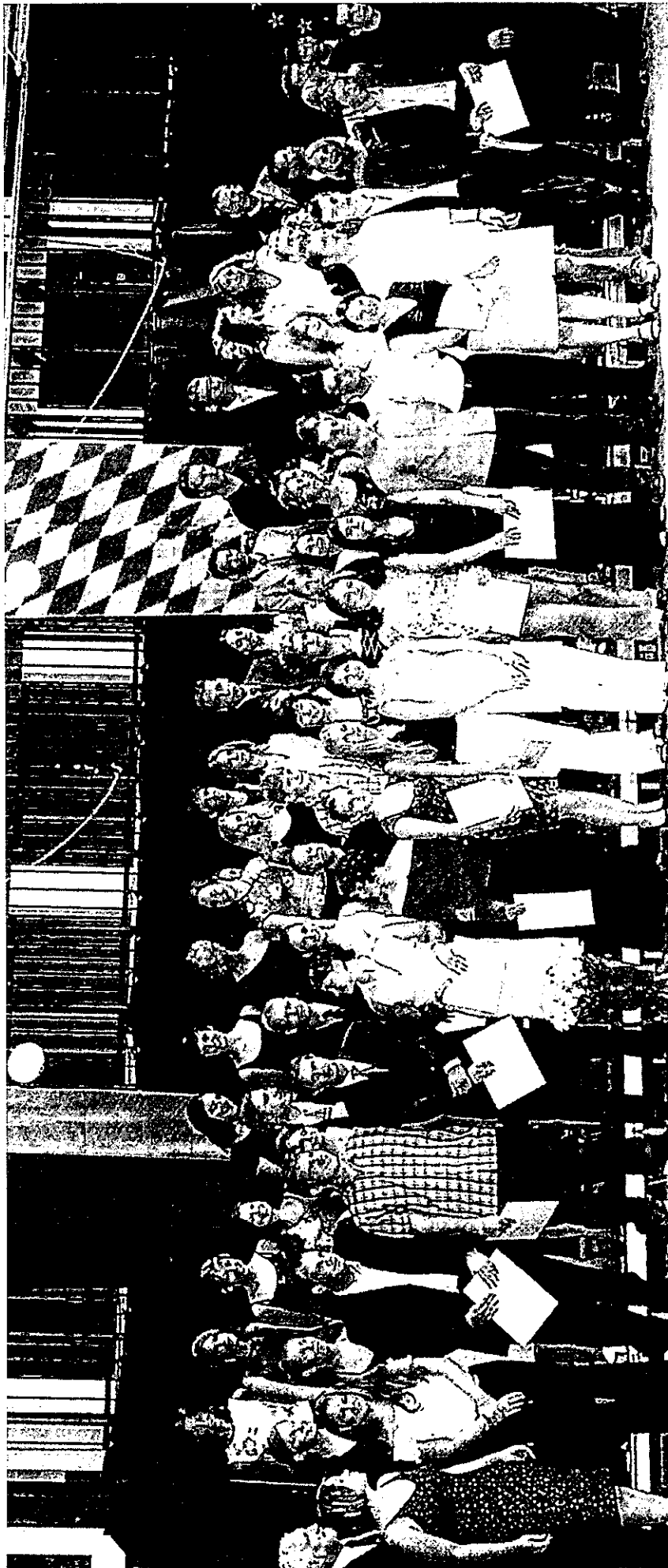


Auch Direktor Alfons Strähuber musizierte mit, als bei dem Weihnachtskonzert Volksmusik auf dem Programm stand. ds/Foto: efm

Bigband sollten am Ende gemeinsam auftreten. Es dürften weit über 80 Musiker auf und neben der Bühne gestanden haben. Sinnbild dafür, dass man der Musik am Domgymnasium Entfaltungsmöglichkeiten bietet. Ob das in Zukunft auch noch der Fall sein

wird, ist offenbar fraglich. Wie dem Programm zu entnehmen war, steht zu befürchten, dass die Qualität im Zuge der, von der Bayerischen Staatsregierung in Angriff genommenen Sparmaßnahmen, leiden könnte.

ALEXANDER FISCHER



Absolvia 2003 vom Domberg

Die 67 Schüler und Schülerinnen Doris Aimer, Christina Albert, Christin Bartholomai, Regina Bauer, Julia Becker, Laura Bernack, Viola Bieberacher, Rosemarie Bock, Sandra Coutelle, Arzu Dilek, Michael Dolic, Andreas Dritsoulas, Vanessa Ehrlein-Patroni, Tanja Exner, Julia Fahrmeier, Sebastian Felsl, Johannes Finkel, Helmut Frank, Valeska Freiheit, carolin Graf, Julia Grimm, Lena grundler, Rebecca Hahn, Hans-Christian Hanow, Johanna Hanrieder, Martina Helmrich, Karin Höfl, Anna Hondela, Maria Jackermaier, Gitta Jonetzko, Matthias Kistler, Hannelore Krabichler, Michael Kraus, Stephanie Krause, Sabine Krauthäuser, Tobias Kreß, Emanuel Kronski, Nikolaus Lachner, Stefanie Lang, Florian Lehrmann, Birgit Lösel, Maximilian Loos, Nina Maibaum, Nils Merkle, Sarah Minnerup, Philipp Neumann, Tanja Niedermair, Nora Pfister, Raphael rehbach, Bernhard Reinhardt, Stephanie Rothmeier, Simon Schindlmayr, Karina Schmidt, Maximilian Schorr, Elisabeth Schüller, Tina Schultze, Benedikt Sommer, Thomas Sonner, Johannes Stefan, Patrizia Stein, Julia Straßer, Fanny Stroh, Marie-Christ Unterholzner, Maximilian Wagner, Daniel Weiß, Ursula Wöhrmann und Andreas Wolf haben das Abitur am Domgymnasium bestanden.

SZ 2003

Freunde des Dom-Gymnasiums Freising e.V.

Domberg 3-5
85354 Freising



Tel. 08161/48070 - Fax 480718 - eMail: Dom-Gymnasium.Freunde@t-online.de
Bankverbindung 35352 - Sperrer Bank Freising - BLZ 700 310 00

Beitrittserklärung

Name: _____ geb. am _____

Straße: _____ Falls ehemaliger Schüler
Abiturjahrgang: _____

PLZ/Wohnort: _____ eMail-Adresse: _____

Ich trete dem Verein Freunde des Dom-Gymnasiums Freising e.V. bei.

Mitgliedsbeitrag

Ich zahle den in der Mitgliedsversammlung beschlossenen Mindestbeitrag (derzeit bis zum vollendeten 30. Lebensjahr 5 Euro, darüber 15 Euro)

jährlich _____ Euro (soweit Beitrag über Mindestbeitrag)

Überweisung / Bankeinzug

Der jährliche Mitgliedsbeitrag zuzüglich Kosten für die umseitig bestellten Sonderleistungen wird auf das Vereinskonto überwiesen

Hiermit ermächtige ich den Verein der Freunde des Dom-Gymnasiums widerruflich, die von mir zu entrichtenden Beitragszahlungen und Auslagererstattungen für Sonderleistungen bei jeweiliger Fälligkeit zu Lasten meines Girokontos

Kontonummer: _____

Kreditinstitut: _____

Bankleitzahl: _____

durch Lastschrift einzuziehen. Wenn mein Konto die erforderliche Deckung nicht aufweist, besteht seitens des kontoführenden Kreditinstituts (s.o.) keine Verpflichtung zur Einlösung. Teileinlösungen werden im Lastschriftverkehr nicht vorgenommen.

Ort Datum

Unterschrift

Es gilt nur das Angekreuzte

Rückseite beachten!

Bestellung von Sonderleistungen

Einem Vereinsmitglied werden die jeweiligen Vereinsmitteilungen kostenlos übersandt. Zusätzlich bestelle ich gegen Bezahlung der hierfür entstehenden zusätzlichen Kosten (Verkaufspreis und Porto)

- die jährlich erscheinenden Jahresberichte des Dom-Gymnasiums Freising
- die Abiturzeitungen des Dom-Gymnasiums Freising
- die Schülerzeitungen des Dom-Gymnasiums Freising

Ort Datum

Unterschrift

Name des Mitglieds:

An den Verein der
Freunde des Dom-Gymnasiums Freising
Domberg 3-5

85354 Freising

Änderungsmitteilung, Bestellung, Abbestellung von Drucksachen, Zusendung von Einladungen

Adressenänderung / eMail-Adresse:

Meine Anschrift / eMail-Adresse hat sich geändert. Sie lautet jetzt:

Änderung der Bankverbindung:

Meine Bankverbindung hat sich geändert. Sie lautet jetzt:

Kontonummer: _____

Bank: _____

Bankleitzahl: _____

Bankeinzugsermächtigung:

Ich habe bisher meinen Beitrag direkt überwiesen

Hiermit **ermächtige** ich den Verein der Freunde des Dom-Gymnasiums widerruflich, die von mir zu entrichtenden Beitragszahlungen und Auslagenerstattungen für Sonderleistungen bei jeweiliger Fälligkeit zu Lasten meines Girokontos

Kontonummer: _____

Bank: _____

Bankleitzahl: _____

durch Lastschrift einzuziehen. Wenn mein Konto die erforderliche Deckung nicht aufweist, besteht seitens des kontoführenden Kreditinstituts (s.o.) keine Verpflichtung zur Einlösung. Teileinlösungen werden im Lastschriftverkehr nicht vorgenommen.

Änderung der Beitragshöhe:

Ich zahle ab sofort freiwillig einen höheren als den satzungsgemäßen Beitrag, nämlich jährlich _____ Euro

Ich habe bisher einen höheren Beitrag bezahlt, möchte jedoch in Zukunft nur noch den satzungsgemäßen Beitrag bezahlen.

Zusendung von Einladungen:

Ich bitte, in Zukunft von der Zusendung von Einladungen (Ausnahme: Einladung zur Mitgliederversammlung und Zusendung des Mitteilungsblattes „Dom-Spiegel“) abzusehen, weil ich zu den Veranstaltungen nicht kommen kann / von den Einladungen bereits durch Übersendung an ein andres Mitglied des Vereins erfahre.

Abonnement Jahresbericht, Abiturzeitung, „Dom-Report“

Ich möchte, daß mir neben dem jährlich erscheinenden Mitteilungsblatt zusätzlich gegen Kostenübernahme zugesandt werden:

der jährlich erscheinende Jahresbericht

die jährlich erscheinende Abiturzeitung

die Schülerzeitung „Dom-Report“

Kündigung eines Abonnements:

Mir wurde bisher zugesandt:

der jährlich erscheinende Jahresbericht

die jährlich erscheinende Abiturzeitung

die Schülerzeitung „Dom-Report“

Ich bitte, die Zusendung künftig einzustellen.

Buchbestellung:

Ich bitte, mir zu übersenden:

_____ Exemplar/e des Buches: Hans Niedermayer (Hrsg.) „**Von nichts kommt nichts**“ mit Beiträgen über bedeutende ehem. Schüler des Dom-Gymnasiums Freising (6 Euro + Porto)

_____ Exemplar/e des Heftes mit Fotos des **Fotokurses** des Dom-Gymnasiums Vorwort Helmut Achatz, der den Fotokurs leitet (Heft 2,50 Euro + Porto)

_____ Exemplar/e des Heftes über **Theateraufführungen** des Dom-Gymnasiums, Verfasser / Redaktion: Dr. Manfred Musiol, Farbfotos: Helmut Achatz (Heft 2,50 Euro + Porto)

_____ Exemplare **Höhere Schulen und Universitäten in der Domstadt Freising**, Hrsg. Bayer. Philologenverband, Red. Dr. Manfred Musiol, 180 S. (5 Euro)

_____ Exemplar/e des **Dom-Spiegels** 98, 99, 00, 01, 02, 03
(frühere Jahrgänge sind leider vergriffen - Zusendung erfolgt kostenlos)

Ort Datum

Unterschrift

Wir gratulieren: Ulrike Stichelbrocks



Sie ist nicht das erste Mitglied des Vereins der Freunde des Dom-Gymnasiums, dem wir zu einer hohen staatlichen Auszeichnung gratulieren dürfen. Aber noch nie haben wir beschrieben, wie der Staat höchstderoselbst seine Entscheidung mitteilt, wie er sozusagen in eine ahnungslose Familie einbricht und im allerersten Augenblick leichtes Erschrecken und Unruhe bringt. Denn eine ganze Lebensgemeinschaft ist jedes Mal betroffen, bei der langen Vorgeschichte und bei der Verleihung selber.

Da kommt also ohne jeden Aufwand ein unauffälliger, maschinell frankierter Brief eines zuständigen Länderministeriums an. Wer Ulrike Stichelbrocks und nur eine ihrer vielfältigen Aktivitäten kennt, z. B. das „Klingende Museum“, der ahnt, dass es sich in unserem Fall nur um das Bay-

erische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst handeln kann. „Sehr geehrte Frau Stichelbrocks“, heißt es dann, „ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass der Herr Bundespräsident Ihnen auf Vorschlag des Herrn Ministerpräsidenten das **Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland** verliehen hat.“ Und das wars dann eigentlich schon. Natürlich gratuliert der mitteilende Ministerialdirektor im Namen des Herrn Ministers noch und teilt Ort und Zeitpunkt der Ordensüberreichung mit.

Die erfolgt einige Wochen später in einem der Räume des Kultusministeriums, festlich, aber ohne Pomp, würdig und zugleich bescheiden. Der Orden wird überreicht, wie er verdient worden ist. Denn die Vorgeschichte ist arbeitsreich,

voll dienender Hingabe im Hintergrund und voll lautloser Begeisterung für eine nützliche Sache.

Also bitteschön, ganz so lautlos geht es natürlich nicht immer zu. Wenn man zum Beispiel das Wohnzimmer der Familie Stichelbrocks betritt, steht er schon da, groß und unübersehbar, der helle Cellokasten, aber er trompetet kein ordenswürdiges Verdienst hinaus, sofern man bitteschön ein Cello überhaupt trompeten lassen will. Das Instrument steht einfach nur da, jederzeit bereit zum Dienst an der Musik wie seine Meisterin. Lautlos ist Frau Stichelbrocks Wirken zuletzt eben doch nicht, wenn es auch so still im Hintergrund bleibt, wie es sich in der Laudatio des Ministers anhört: „Sie sind eine der engagiertesten und erfolgreichsten Projektleiterinnen und leiten eigenverantwortlich mit viel Einfühlungsvermögen und Einsatzfreude die Projekte **„Kammermusikseminar“** und **„Faschingsalon“** in der Musikakademie Marktoberdorf mit über 100 Teilnehmern ... Der Aufschwung des Verbandes Bayerischer Liebhaberorchester, der unter anderem dafür sorgt, dass auch außerhalb großer Städte sinfonische Musik in Live-Konzerten erlebt werden kann, ist zu großen Teilen Ihr Werk.“ - Marktoberdorf? Liebhaberorchester? Faschingsalon? Was sich in dieser Verkürzung biedermeierlich und provinziell anhören mag, ist eine ungeheure Menge von Planungsarbeit, Erfahrung und Wirkung. Amateurmusiker aus allen erdenklichen Berufen, aus allen Altersgruppen vom zehnjährigen Schüler bis zum Rentner, aus allen, buchstäblich allen Teilen der Republik müssen zusammengebracht, untergebracht, betreut werden, Reservesaiten, Aspirin und Heilpflaster für wundgespielte Finger müssen bereitliegen, Berufsmusiker, Dirigent und Konzertmeister, müssen engagiert werden, die den Amateuren den letzten Schliff geben vor dem großen öffentlichen Auftritt in der barocken Musikakademie, über ein langes Wochenende hinweg müssen die unterschiedlichsten Temperamente und Professionen zu einem einzigen Klangkörper zusammenorganisiert werden, die Seminare und Schulungen der Honorar-Dozenten aus dem Hochschulbereich sollen auf fruchtbaren Boden fallen, die staatlichen Fördergelder sind gerecht und wirksam zu verteilen, wie gesagt, was auf den ersten Blick so unzeitgemäß und kleinstädtisch wirken mag, das war Jahrhunderte hindurch die Basis einer gewaltigen Pyramide, das unentbehrliche Fundament, auf dem ganz oben die

Mozarts und Beethovens und, und, und thronen konnten. Es war zuletzt die gute alte Hausmusik, die, ein Beispiel unter zahllosen, unsere heutige Europahymne getragen hat. Und heute, in der Zeit der naturgetreuesten Tonträger und der gewalttätigsten Wiedergabekästen? Heute ist die Liebhabermusik, die es so wörtlich nimmt, die so viel Liebe zur Musik braucht, so viel Fleiß und Zielstrebigkeit neben dem Beruf, heute ist diese Liebe wichtiger als je zuvor. Sie ist der fruchtbarste Gegensatz zum vogelfreien Runterladen.

„Klingendes Museum“

Wie gesagt, es geht nicht immer lautlos zu, auch nicht im reichhaltigen Freisinger Diözesanmuseum, das am ersten Sonntag im Juli jedes Jahres zum klingenden Museum wird, wenn es vom Krippenkeller bis hinauf in den dritten Stock singt und klingt, solistisch und chorisches, von stilreiner Volksmusik über den Kammermusikton bis zum kleinen Orchestereinsatz, wenn man sich bei freiem Eintritt einen ganzen Tag lang zwischen Musik und Malerei verlieren kann, bis man fast nicht mehr zurückfindet in den Alltag von Reifenquietschen und Verkehrsschildern. Und wieder ist eine Einschränkung nötig. Bitteschön, es sind längst nicht nur die Freisinger, die auf diesen Julitag warten. Inzwischen kommen sie schon bis von Starnberg und noch weiter südlich, und ein paar Motorradfahrer, die vor Jahren



einmal ihre heimatlichen Alpen aus Freisinger Ferne föhnnah betrachten wollten, haben sich damals von der Musik angelockt ins Museum verirrt, sind für Stunden hängen geblieben und kreuzen seitdem Jahr für Jahr pünktlich auf, Föhnsicht hin, Föhnsicht her.

Und wenn Sie, sehr geehrte Leser, heuer zwischen Gotik, Harfe und Hackbrett auf eine Dame achten, die sich unauffällig unters Publikum mischt, wachsam und doch entspannt, denn angespannt

ist bei dem reibungslosen Ablauf nur der Auslöser ihrer fleißigen Kamera, dann haben Sie Ulrike Stickelbrocks entdeckt. Wenn wir heute einen winzigen Einblick in ihre vielseitigen Tätigkeiten gegeben haben (den zweiten Vorsitz im „Treffpunkt“ haben wir bisher gar nicht erwähnt), dann meinen wir nicht zuletzt auch ihre Familie, die der Mutter immer den Rücken freigehalten hat. So wollen wir Frau Stickelbrocks und Mann und Sohn und Tochter gratulieren.

Leserecho:

Der Rax, der Froosch und der Holzgas-Simmerl

Zu dem oben genannten Beitrag von Prof. Dr. Ludwig Zehetner (Dom-Spiegel Jahrgang 2003, S. 38ff) ist noch anzumerken, dass der „Holzgaser“ (Dr. Simon Schneider) seinen Spitznamen durchaus nicht nur einem Gerücht verdankte. In seiner letzten Unterrichtsstunde vor der Pensionierung hat er uns von seinen Forschungen in den Kriegsjahren berichtet, die das Ziel hatten, die Vergasung von Holz zu Antriebszwecken wirkungsvoller zu machen. Bei einem der alliierten Luftangriffe auf München wurde sein Labor mit allen Unterlagen und Ergebnissen vollständig zerstört, sein Mitarbeiter kam mit knapper Not mit dem Leben davon. An einen Neuanfang war in diesen Tagen und lange danach nicht zu denken. Später war sein Forschungsgegenstand dank sprudelnder Ölquellen hoffnungslos überholt, ein Urteil, das heute vielleicht zu überprüfen wäre.

Reinfried Keilich

Schwarzes Brett

Wer kennt noch Adressen von Klassenkameraden?

Und auch im letzten Jahr dieses Jahrtausends sammelt der Verein Adressen von ehemaligen Schülern und Lehrern des Dom-Gymnasiums. Auf Wunsch können auch Klassenlisten angefordert werden.

Freunde des Dom-Gymnasiums e. V., Domberg 3-5, 85354 Freising

Imus, venimus, videmus

Wir von der Redaktion des Dom-Spiegels wollen gerne Bilder von Wiedersehensfeiern bringen. Deshalb die Bitte: Schicken Sie uns ein Gruppenfoto zu, falls so eines bei einem Absolvieretreffen im Verlauf des Jahres 2003 geschossen wurde. Wichtig wäre es auch, dass die Namen der Teilnehmer angegeben werden. Könnte vielleicht der jeweilige Fotograf seinem Herzen einen Stoß geben und sich dieser Aufgabe unterziehen? Im Namen der Leser dieser Zeitschrift im voraus schon ein herzliches Vergelt's Gott.

Verzogen

Es sind einige Mitglieder verzogen, ohne uns die Adressänderung mitzuteilen. Wer kann uns die aktuellen Adressen folgender Mitglieder nennen?

Kai Thiessen, bisher Theobald-Kerner-Straße 6, 70372 Stuttgart
Dr. Winfried, bisher Ploch Spreestraße 1, 81667 München
Dr. H.-F. Zeilhofer, bisher Ismaninger Straße 11/III, 81675 München

Wir gratulieren

85 Jahre

Wolfgang Diepolder • 21.02.1920

80 Jahre

Katharina Steinlehner • 21.12.1924
Luise Wegscheider • 06.03.1925

75 Jahre

Maximilian Pongratz • 11.07.1929
Dekan Josef Mundigl • 22.07.1929
Dr. Harry Handgrödinger • 15.08.1929
Fred Holzhammer • 01.11.1929
Fritz Müller • 17.12.1929
Paul Gleixner • 24.06.1930

70 Jahre

Dr. Manfred Musiol • 01.07.1934
Georg Wohn • 10.09.1934
Hans Niedermayer • 14.09.1934
Josef Nauderer • 30.10.1934
Georg Ertl • 20.12.1934
Josef Pölsterl • 17.01.1935
Hermann Simmerl • 26.01.1935
Dmitri Milinski • 03.02.1935
Dr. Rudolf Hellmeier • 04.02.1935
Michael Großmeier • 21.02.1935
Bernhard Brandmair • 27.04.1935
Dr. Heribert Gleixner • 19.06.1935

65 Jahre

Franz Eckl • 19.05.1939
Jakob Mittermeier • 06.06.1939
Martin Wehrenfennig • 19.08.1939
Heinrich Drexl • 29.09.1939
Horst Thoma • 14.12.1939
Prof. Dr. Wilfried Stroh • 26.12.1939
P. Alois Schwarzfischer SAC • 30.01.1940
Hubert Reger • 23.02.1940
Helmut Achatz • 24.03.1940
Dr. Ilsemarie Brandmair-Dalera • 18.04.1940
Prof. Dr. Günter Hess • 25.05.1940

60 Jahre

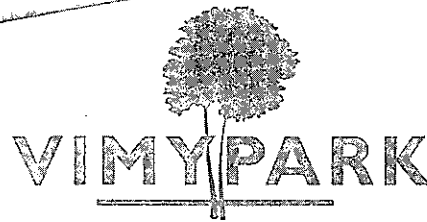
Hermann Montag • 30.06.44
Hildegard Ramisch • 01.07.44
Kaspar Gerg • 06.10.44
Hedwig Renner • 15.10.44
Herbert Ehmann • 29.10.44
Dr. Otto Wiesheu • 31.10.44
Dr. Monika Phillip • 01.12.44
Hartmut Bosserhoff • 28.01.45
Heinz Mecklinger • 01.02.45
Richard Hollerith • 02.03.45
Christine Stengel • 05.03.45
Alfons Strähhuber • 10.03.45
Brigitte Langenbuch • 05.04.45
Elisabeth Gutknecht • 01.06.45



Mit uns bleibt dieses Traumhaus nicht das einzige.



Warum nicht wahr machen, wovon man schon als Kind geträumt hat? Mit unserem Immobilienservice stehen wir Ihnen bei der Suche, Planung, Finanzierung und Absicherung kompetent zur Seite. Gemeinsam mit unserem Partner LBS werden die eigenen vier Wände auch wirklich zu Ihrem Traumhaus. Mehr Informationen in unserem Immobilien- und Versicherungszentrum, Fabrikstr. 14, 85354 Freising oder unter www.sparkasse-freising.de. Wenn's um Geld geht - Sparkasse Freising



Freising

Eigentumswohnungen in bester Stadtlage:

Ausnahmegrundstück in bevorzugter Höhenlage von Freising. Absolut ruhig, mit altem Baumbestand und bester Verkehrsanbindung:

- ☐ Attraktive 1-4 Zimmer-Wohnungen in überschaubaren Hausgemeinschaften
- ☐ Erdgeschoßwohnungen mit großzügigen Gartenanteilen
- ☐ Dachgeschoßwohnungen mit bis zu 70m² großen Dachterrassen
- ☐ Familiengerechte Reihenhäuser mit Gartenanteil und Dachterrassen
- ☐ Bauausführung in bekannter Domicil-Qualität
- ☐ moderne, anspruchsvolle Architektur



Wohnen im 8. Familienhaus

DOMICIL

Erdinger Straße 30 • 85356 Freising • Telefon 08161/85631
Fax 08161/85681 • www.domicil-freising.de • info@domicil-freising.de

Domicil: Ihr Partner für individuelles Wohnen

DOMICIL